Der Zauberer von Rom.

Achtzehntes Bändchen.

Der

Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Zweite Auflage.

Achtzehntes Bändchen.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1863.

8.

Vier Personen traf Bonaventura beisammen, welche wol die größten Gegensätze der Charaktere und der äußern Erscheinung bildeten, die sich innerhalb verwandter Beziehungen nur denken ließen.

Die Herzogin von Amarillas, eine weißhaarige Matrone — redete geradezu die verschlossene Thür wie ein lebendes Wesen an und kratzte mit den Nägeln an ihr. Graf Hugo sah die Herzogin von Amarillas heute, nachdem sie ihm als Angiolinens Mutter bekannt war, zum ersten mal. Die reine, nur von der Hoheit ihres Schmerzes verklärte Paula spendete Trost und versuchte die Frauen zu beruhigen. Olympia, die jetzt Dreißigjährige, befand sich in Reisekleidern. Wie im Käfig eine Löwin ging sie auf und nieder. Schmerz, Verzweiflung, Reue und tiefbeleidigter Stolz kämpften in ihren Mienen. Reue — denn sie hatte seit einigen Jahren mit Benno in Streit gelebt. Sie hatte ihm, als er ohne sie nach Rom gegangen war, ein Lebewohl für immer gesagt. Die kleine Gestalt war von Athemzügen bewegt, die mächtig ihre Brust hoben. Ihre seidenen Gewänder rauschten schrillenden Tones.

Die Herzogin war ohnehin von der Reise erschöpft. Sie sank zitternd, beengt von den Umgebungen, auf einen Sessel. Ihr ganzes Benehmen drohte mit einem Ausbruch von Irrsinn. Sie blickte starr auf den Grafen, auf die Thür. Der Graf mußte

sich mit Paula beschäftigen, die keine Kraft besaß, diese wilden südlichen Leidenschaften, denen, wie man deutlich ersah, Benno's Kraft schon in Paris und London hätte erliegen müssen, länger die Spitze zu bieten. Noch ahnten die Ankömmlinge nicht, daß sie von Benno abgelehnt worden waren. Sie jammerten nur um die lange Verzögerung, um die Vorbereitung, die der Todkranke auf ihr Erscheinen bedurfte. Sie wußten, daß Armgart von Hülleshoven am Krankenlager stand. Olympia kannte diesen Namen als Benno's Jugendliebe. Ihre Mienen glichen dem elektrischen Leuchten eines dunkeln Gewölks, das ein Ungewitter birgt.

Als die Herzogin und die Fürstin Bonaventura eintreten sahen, stürzten sie auf ihn zu, warfen sich ihm an die Brust, umklammerten seine Knie und beschworen ihn, sie wissen zu lassen, wie es ihrem Cesare erginge. Sie wollten den Geliebtesten sehen. Graf Hugo und Paula traten in die vordern Zimmer. Sie sahen am Benehmen des Erzbischofs eine feierliche Bewegung des Ueberlegens, eine ernste Entschlußnahme. Wohl kannten sie die Strenge, deren unter Umständen sein sonst so mildes Gemüth fähig war, kannten die Aufrichtigkeit, womit in solchen Lagen selbst der Schein der Härte nicht von ihm gescheut wurde. Meine Damen! begann er in italienischer Sprache. Welches traurige Wiedersehen! Tröste Sie wenigstens die Gewißheit, daß mein edler Freund in den Armen von Menschen weilt, die ihn lieben!

Mehr, mehr, als wir?! — Als wir?! — Lassen Sie uns zu ihm! riefen beide Frauen zu gleicher Zeit und wie im Ton der wildesten Eifersucht.

Erfüllen Sie mir eine Bitte! sprach Bonaventura. Die Augenblicke des Geliebten sind gezählt.

Er stirbt? riefen beide wiederum zugleich, und die Mutter brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

In wenig Stunden ist seine edle Seele hinüber. Lassen Sie

ihm die Ruhe — die jetzt um ihn waltet! Eben versieht ihn — die Hand des Priesters.

Ohne mich, ohne — sein Weib? — fiel die Fürstin wild ein. Sie konnte nicht ganz ihre Rede vollenden. Ein strafender Blick traf sie sowol aus dem Auge des Erzbischofs, wie aus dem des Grafen, der die Thür zuzog. Dem Grafen war die Wiederbegegnung mit diesen Frauen eine so aufregende, daß ihn jetzt Paula beruhigen mußte. Angiolinens Tod, der Ritt Olympiens durch den Park von Schloß Salem stand vor seinen Augen. Damals war im Casino anfangs die Herzogin seinem Schmerz theilnehmend verbunden gewesen — die Zeit, die Ueberlegung, die Verurtheilung des Preisgebenkönnens ihrer Kinder hatte die freundliche Stimmung des Grafen geändert.

Beruhigen Sie sich beide, sprach der Erzbischof, ich achte die Ansprüche, die Sie auf den letzten Händedruck des Freundes haben —!

Meines Sohnes! verbesserte die Herzogin und richtete ihr Auge auf die Thür, die zu den Zimmern offen stand, welche nach Benno's Lager auf anderm Wege führten. Sie wurde jetzt von Bonaventura geschlossen, indem er sprach: Nehmen Sie an, Sie hätten schon für immer von Ihrem Sohne Abschied genommen!

Für immer —? riefen beide Frauen, und Olympia fügte mit gellender Betonung hinzu: Er will uns nicht sehen —?

Bonaventura schwieg. Die Mutter blickte wie geistesabwesend um sich. Dann schien sie nachzudenken, welche Empfindungen ihren Sohn zu dieser Erklärung hätten bestimmen können. Endlich raffte sie sich mit leidenschaftlichem Entschluß auf und wollte an die Thür des Bibliothekzimmers. Der Erzbischof vertrat ihr den Weg und wollte jedes störende Geräusch verhindern. Herzogin —! sprach er fest und bestimmt. Dann seine Stimme

mildernd und auf die der Herzogin sich anschließende Olympia blickend, begann er: Geben Sie diese Beweisführung Ihrer Liebe auf! Niemand zweifelt ja daran! Aber der letzte Augenblick eines Sterbenden, sein letzter Wille sei Ihnen heilig! Vereinigen Sie Ihre Klagen mit den unsrigen, weinen Sie mit uns —! An seinem Bett wacht die Liebe seiner Freunde. Lassen Sie ihm die stille Ruhe des Abschieds vom Leben! Er entschläft — in Gott. Er bat nur um Eines — um — Ruhe.

Welche Liebe? wandte sich jetzt Olympia mit einer Miene, als hätte sie des Erzbischofs Worte nicht verstanden. Meinen Gatten will ich sehen — denn das ist er —! Sie rasselte an der Thür, bis Graf Hugo eintrat und ihr nicht endendes Mia anima! Mio cuore! zu beschwichtigen suchte.

Wie aus einer fremden Welt kommend verhallten diese Klagelaute — ohne Echo, ohne ein Zeichen, daß sie drüben vernommen und erhört wurden. Graf Hugo schloß noch die von innen verriegelte Bibliothekthür ab, steckte den Schlüssel zu sich, ging zu Paula zurück und blickte nur im Vorübergehen auf den Erzbischof, andeutend, ob er nicht besser thäte, zu Benno zurückzukehren und zu versuchen, ihn umzustimmen.

Aber Bonaventura stand regungslos. Wir stören die heilige Handlung des Abbate Orsini, sagte er. Beten können wir auch hier.

Olympiens Augen wurden vor Zorn durchaus weiß. Ihre Gestalt schien nun wie aus Luft gewoben. Sie schwebte hin und her und murmelte eine Reihe zusammenhangloser Worte, die dem Erzbischof sehr wohl als Erinnerung an sein Emporkommen und als Verurtheilung seiner Undankbarkeit verständlich waren.

Nichtsdestoweniger wiederholte er: Beten wir —! Drüben hörte man die Klingel des Ministranten. Weihrauchduft durchzog die Zimmer. Die Herzogin weinte nur noch.

Bonaventura sprach ihr mit weicher Stimme: Die Seele unseres Freundes ist ebenso krank, wie sein Körper. Lassen Sie ihm den letzten Frieden, um den er gebeten! Mich, einen Priester, bat er, die Mutter und die ehemalige Freundin selbst dann noch fernzuhalten, wenn sein Auge gebrochen ist! Es muß ihm ein heiliger Ernst mit diesen Wünschen sein. Kann ich etwas dagegen thun? In jener Zeit, wo der Freund nur noch Ihnen und Italien gehörte, muß er Schweres gelitten haben.

Wahnsinn! Wahnsinn! rief Olympia.

Sagen Sie: Verklärung und Erhebung vom Irdischen! entgegnete Bonaventura. Nicht über Sie hat er ein Gericht halten wollen, sondern über sich. Sie können nicht begreifen, wie sein Leben von Deutschlands heiligen Eichen ausging, wie die Wipfel der Tannen, unter denen Sie einst betrogen wurden, Herzogin — wir alle wissen es mit Beschämung — ihm dennoch die süßesten Märchenträume sangen. Anfangs wand er sich künstlich vom Zauber seiner Heimat, seines deutschen Vaterlandes los und verbitterte sein Gemüth gegen die Welt, in der er lebte. Da fand er dann Sie und der künstliche Haß wurde ein scheinbar natürlicher. Ihnen und dem Lande seiner Mutter, Ihren Interessen, Ihren Hoffnungen widmete er sich ganz. Das wurde zum Fieberbrand, der ihn zuletzt verzehrte. Der nordischen Sehnsucht zum Süden ging es ja immer so! Nun aber, nun weht ihn noch einmal die Kühle aus den deutschen Eichen an — umgaukeln ihn die Bilder aus den grünen Tannenwäldern der Heimat des Mannes, der ihn erzog, seines wahren Vaters, des Dechanten — lassen Sie ihm diese letzte Erquickung des Verlorenseins in seiner deutschen Jugend nach dem heißen Sonnenbrand, während Sie drei ja einst — genug zusammen glücklich gewesen sind!

Die Zauberei eines Mädchens seh' ich, das ihn in seinen letzten Augenblicken bestrickt! unterbrach Olympia, und ihre

Zähne glänzten, wie sie beim Anblick seiner Beute der Wolf wetzt.

Lästern Sie nicht, Fürstin! sprach Bonaventura voll Unwillen, doch kehrte er zur Milde zurück und sagte zur Mutter: Reisen Sie mit Gott, Herzogin! Sie haben lange ein Herz besessen, das sich Ihnen opferte. Wenn dies Herz im letzten Augenblick nur umfangen sein will von jener Einsamkeit, die einst den armen verstoßenen Knaben, der sich selbst oft einen Zigeuner im Leben nannte, umfing, wenn er an die grünen Wälder zurückdenkt, die Sie verfluchten, weil Ihr Ehrgeiz dort betrogen wurde, lassen Sie ihm diese Erinnerungen! Armgart von Hülleshoven schloß ebenso die Augen seines zweiten Vaters, des Dechanten. Ich vermochte nichts gegen einen Wunsch des Freundes, der so fest, so unwiderruflich fest ausgesprochen wurde —

Die Herzogin weinte und schien sich bereits zu ergeben. Sie erinnerte sich der letzten Jahre in London, die unausgesetzt für Benno nur Qualen geboten hatten — Olympia hatte wieder angefangen, ihre tyrannische Natur, Eifersucht und jede ihrem Naturell entstammte Plage geltend zu machen — Die Mutter verstand, was Benno gethan, als er floh, und was er eben that — sie verstand, warum sein schroff gewordener, verdüsterter Sinn so und nicht anders aus dem Leben scheiden wollte.

Olympia fühlte die gleiche Berechtigung so harter Strafe, aber sie ergab sich nicht. Starr blickte sie zur Erde. Sie hatte sich allmählich setzen müssen. Ihre Brust kochte vor Rache und Eifersucht.

Die Thränen der Herzogin rührten den Erzbischof. Er gedachte der eigenen Mutter, die nun auch vielleicht bald vom Leben schied und gleichfalls im brechenden Auge das Gefühl einer großen Schuld zeigen konnte. Er bemerkte die wiederholt bittenden Blicke des Grafen, der von Olympiens Kälte und ihrem drohenden

Schweigen allmählich das Schlimmste befürchtete. Schon hatte er gehört, daß sie in Verbindung mit Gräfin Sarzana stand. Jetzt mußte er sogar der Terschka'schen Drohungen gedenken. Bitte! sprach er zum Erzbischof und deutete an, daß man besser thäte, den Versuch zu machen, ob sich nicht Benno umstimmen ließe.

Wollen Sie mir versprechen, sich ruhig zu verhalten? erwiderte Bonaventura. Ich will noch einmal an Ihres Sohnes Lager treten.

Die Frauen hoben flehend die Hände, selbst Olympia.

Da trat ihm Paula, die inzwischen durch die andere Verbindung der Zimmer in der Nähe der Sakramentsertheilung geweilt hatte, entgegen und sank weinend in die einzigen Arme, die sich ihr hier entgegenstrecken durften — die ihres Gatten. Sie sagte mit erstickter Stimme: Er ist hinüber —!

Der Ausdruck des Schmerzes bei den beiden Italienerinnen war unverstellt. Sie schwiegen eine Weile, wie vom Strahl des Himmels getroffen — und in der That wie für all die Qual bestraft, welche Frauen, unter dem Vorwande der Liebe, über die Freiheit des männlichen Willens und ein dem Manne nothwendiges Sichbewußtbleibenmüssen männlicher Kraft verhängen können. Sie drängten, Benno sehen zu wollen — die Mutter that es wie eine Irrsinnige.

Bonaventura erinnerte sie aber, wie oft der Freund von Angiolinens Tod gesprochen, wie oft er behauptet hätte, die Schwester müßte noch die entsetzliche Scene zwischen ihm und der Mutter gehört haben, die Todten verließen die Erde langsamer als wir glaubten. Und eben noch hatte der Freund in diesem Sinn um die Stille seines Sterbelagers gebeten. Bonaventura bat die Frauen, zurückzubleiben. Selbst Klagen, selbst Thränen nicht in seiner Nähe! sprach er. Er hätte dies dem Freunde geloben müssen.

Abbate Orsini ging eben mit den Sterbesakramenten vorüber an der offen gebliebenen Thür. Der Anblick der Monstranz gebot den verzweifelnden Frauen Ruhe und Selbstbeherrschung. Bonaventura benutzte diesen Moment, um sich zu entfernen. Graf Hugo begleitete ihn. Es drängte beide an das Lager des todten Freundes. Beide durften es Paula überlassen, den zurückbleibenden Frauen Worte des Trostes zu spenden mit der ihr eigenen Güte des Tons, mit der ihr im bittersten Leid noch eigenen Hoheit.

Die Fürstin sah, daß die Herzogin dieser edeln Erscheinung gegenüber lange schon die Fassung verloren hatte, obgleich sie wußte, daß diese blonde Deutsche die Ursache des Bruchs zwischen dem Grafen und Angiolinen war. Oft, wenn von ihrem Ritt durch den Park von Schloß Salem als Ursache des Todes Angiolinens gesprochen wurde, hatte Olympia die Schuld auf diese Gräfin und auf ihr Geld geworfen. Jetzt auch sah Olympia allmählich schon verächtlich zu ihr empor und sprach zur Herzogin, die zugleich auch von den Jahren schon tiefgebeugt erschien, ein Andiamo! nach dem andern; ja als diese mit den Nägeln in ihrem Antlitz wühlte, hauchte sie die Worte: Keine Schwäche!

Die Nähe des nun wirklich eingetretenen Todes beängstigte im Grunde niemanden mehr als Olympien. Sie hätte den ehemals heißgeliebten Freund vielleicht nicht einmal im Tode mit Entschlossenheit betrachten können. „Nichts ist schöner, als der Tod!" hatte einst die Mutter Benno's gesagt, als sie zu Angiolinens Leiche trat. Sie wiederholte dies Wort. Doch kannte sie Olympiens abergläubische Furcht, ergab sich und sagte nun, daß sie auch ihrerseits besorgte, dem Anblick zu erliegen. Die aufgeregt hin- und hereilenden Bewohner und Diener des Hauses konnten es zuletzt natürlich finden, daß die greise Dame, die zum allgemeinen Staunen die Mutter des Hingeschiedenen war, langsam die Treppe niederstieg und am Portal in ihren Wagen sank.

Die Fürstin ging der Schluchzenden zur Linken. Paula begleitete sie zur Rechten.

Schon waren sie auf der Mitte der Stiege, als ihnen noch der Erzbischof und der Graf nachkamen und sie bis zum Portal begleiteten. Noch einmal bat Bonaventura um Vergebung und lud die Frauen ein, in einigen Stunden wiederzukommen — Graf Hugo träfe Anstalten, dem Geschiedenen einen militärischen Katafalk zu errichten mit allen kriegerischen Reliquien, die sich noch in Benno's Gepäck vorgefunden hätten. Ohne Zweifel strömte die ganze Stadt herbei, den römischen Republikaner zu sehen. Die Herzogin versprach, in einigen Stunden zu kommen.

Olympia schwieg. Sie sah sich mit Verachtung und mit einer vor Zorn bitterlächelnden Miene um. Ihre Gedanken schienen durchaus abwesend. Fast war es, als wollte sie die Menschen messen, die sie sah, und etwa wahrnehmen, bis wie weit sie an ihnen das Bedürfniß nach Rache befriedigen konnte.

Der Graf bot sofort den beiden Scheidenden eine Wohnung in seinem Palais an, ja er traf in ihrer Gegenwart Anordnungen, sie bis zum Begräbniß und, wenn sie wünschten, noch auf längere Zeit würdig bei sich zu beherbergen.

Die Herzogin sah gerührt und bittend auf Olympien. Diese nickte gelassen und ließ sich zum Hotel fahren.

Olympia hatte anders beschlossen. Von den flehentlichsten, ja fußfälligen Bitten der Herzogin, daß sie beide wenigstens bis zum Begräbniß bleiben möchten, erfuhren nur zufällige Lauscher an den Thüren des Hotels etwas. Trotz Benno's Beistand, trotz der Mittel, die ihr Benno schon bei seiner Abreise nach Rom lebenslänglich ausgesetzt hatte, war die Herzogin schon wieder nur die Duenna Olympiens geworden! Sie hatte gegen diesen wilden Charakter keine Kraft des Widerstands.

Olympia fragte die gebeugte, von Neue gefolterte Frau mit

durchbohrender Ironie, ob sie Verlangen trüge, Armgart von Hülleshoven kennen zu lernen —? Alle Welt erstaunte dann, als sie Postpferde bestellte. Diese kamen nicht sofort und schon machte sie dem Wirth eine Scene. Ihr Reisewagen fuhr an, sie bezahlte den Aufenthalt dieser wenigen Stunden und schritt ruhig die Treppe des Hotels nieder an den geöffneten, rings von Menschen umstandenen Schlag ihres Reisewagens. Die Herzogin kam nicht sogleich. Olympia ließ den Postillon eine Mahnung blasen. Einige Minuten, die Herzogin erschien und der Wagen rollte von dannen.

Wären die Frauen noch einen Tag länger geblieben, so hätte sich vielleicht ein Zwiespalt, der, wie sämmtliche über diese Abreise erstaunten Freunde fürchten mußten, nicht ohne Folgen bleiben konnte, durch eine glückliche Vermittelung gelöst. Thiebold de Jonge traf am Morgen nach dem erschütternden Heimgang Benno's ein und bot allen trauererfüllten Herzen, die er hier antraf, eine wahrhafte Erquickung. Auch der Oberst und Monika waren von Castellungo herübergeeilt, sogar der kranke Hedemann, der dem ersten Jugendleben Benno's so nahe gestanden hatte. Kaum hatte Thiebold, der seither mit Benno in innigster Verbindung geblieben war, von den ersten Opfern der Belagerung Roms an Porta Pancrazio gelesen, als er sich „vom Geschäft" losriß und „bei allem Unglück den glücklichen Gedanken" hatte, erst über Coni und Castellungo zu reisen. Mit dem ganzen Schmerz der hingebendsten, treuesten, bis über den Tod ausdauernden Freundschaft traf er den Freund schon vom Leben geschieden. Bebend trat er an den ausgestellten Leichnam, weinte wie ein Kind — ordnete aber sogleich des Freundes graue Locken mit seiner Linken und drückte mit der Rechten Armgart's Hand, die ihn gewähren ließ. Fand er von allen gebeugten Herzen den Ton der natürlichen Ergebung zuerst und konnte, den

theuern, mit seinem Leben so innig verwachsenen Freund betrachtend, mit liebevollster Prosa sagen: „Merkwürdig; eigentlich hat er sich nicht verändert!" so konnte er doch sein „Er hat mich erzogen!" mit einem Schluchzen sprechen, wie eine mit vierzig Jahren „mutterlos dastehende Waise". Die Verbindung mit Benno war ungetrübt geblieben; seine von einem unermüdlichen Hin- und Herreisen begleitete Vermittlerschaft hatte in den stürmischen letzten Lebensjahren des Freundes die äußersten Katastrophen zu verhindern gewußt. Jetzt war alles so gekommen, wie jener Scherz in den zauberischen Tagen auf Villa Torresani bei Rom nicht ahnen ließ und wie er doch, nach den Launen der Nemesis, hatte enden müssen.

Armgart und Thiebold konnten an Benno's Leiche noch manche Melodie aus alten Zeiten zu hören glauben. Freilich rissen die Melodieen schmerzlich ab — „Durch wessen Schuld —?" lag in Thiebold's Blicken, als er die hohe, so seltsam anders, als er erwartet, entwickelte Gestalt Armgart's betrachtete und an den räthselhaften Abschied erinnerte, den sie ihnen beiden einst hatte im Schloß zu Westerhof — wegen ihres „Gelübdes" — geben können. Jetzt erdrückte ihn fast „eine Art Ehrfurcht" vor Armgart's Geist und gereiftem Urtheil.

Die Veränderung des tiefbetrübten Lebenskreises wurde die mächtigste, als Bonaventura unmittelbar nach Benno's Bestattung zu seiner inzwischen in Rom angekommenen Mutter berufen wurde und der Graf, trotz aller Gährungen seines Innern, in der That erklärte, das Bedürfniß zu fühlen, auch seinerseits den Präsidenten zu begrüßen und deshalb mit Paula den Erzbischof zu begleiten. Ueber diese Ausrede, die einer ganz andern Rücksichtsnahme galt, wallte Monika vor mächtigster Regung einer Entrüstung auf, die sie sich nur gerade jetzt in dieser allgemeinen Trauerstimmung scheute auszusprechen.

Ein Glück, daß Thiebold's rege Fürsorge für alle und über alles wachte. Das Begräbniß des Freundes, die Ausschmückung des Grabes, das Errichten eines Denksteins, alles das fiel auf seinen Theil und nichts ließ er sich von dem, „was sich ja von selbst verstand", nehmen. Er sagte: „Auf unserm gegenseitigen Contocorrent hat Benno noch so viel Saldi und Ueberträge zugute, daß ich sie in diesem Leben nicht tilgen kann!"

Armgart, wie die Sonne am herbstlichen Tag, dankte ihm voll wehmüthiger Freude — so für sein Kommen wie für sein längeres Bleiben.

9.

Zwischen dem Jonischen und dem Mittelmeere erstreckt sich die eine Hufeisenhälfte des südlichen Italien und berührt in ihrer Spitze beinahe das Haupt Siciliens, der alten Trinacria. Die Scheide zwischen beiden Meeren bilden die Ausläufe der Apenninen mit den hohen Bergspitzen des Monte Januario und Monte Calabrese. Zwischen beiden erhebt sich eine bewaldete, hier in schroffe Felsklüfte zerspaltene, dort in grüne, weidenreiche, aber engumschlossene Thäler sich absenkende Gebirgskette, der Silaswald.

Wer da weiß, daß man auf dem Aetna, während unten die Dattelpalme und Feige grünt, auf der Höhe von Schneestürmen überfallen werden kann, der begreift, daß zwar auch der benachbarte Silaswald an seinen Füßen und an beiden Meeren hin die ganze Pracht der südlichen Vegetation entfaltet, auf seinen Höhen aber und in seinen Schluchten den Alpencharakter der Schweiz tragen muß — schmale, an reißenden Berggewässern hingehende Wege, Thäler, die von hohen Felsen umgeben sind, auf denen Adler horsten, Wälder, an die sich seit Jahrhunderten die Axt nicht legte, auch weil die Mittel und die Kräfte fehlen, die Stämme in die Ebene zu führen. Oft wirft die Sonne ihre südlichen Strahlen senkrecht in die feuchten Felsritzen und läßt in ihnen eine tropische Luft entstehen wie in einem Treibhause; aber an

andern Stellen pfeift dann wieder durch die offenen Lücken zwischen den von Zwergeichen umkränzten Spitzen des Hochgebirgs die Bora so eisig, daß die Hirten ihre ungegerbten Schaffelle, mit denen sie den nackten Körper bekleiden, über und über zusammenbinden müssen wie die Grönländer thun. Weiße spitze Hüte decken die schwarzbraunen, scharfgeschnittenen Köpfe mit ihren dunkelbraunen Augen, deren lange schwarze Wimpern manchen Physiognomieen einen sanften, gutmüthigen Ausdruck geben. Andere blicken dafür desto wilder. Die Schaffelle sind am Leib nach innen, an den Füßen nach außen gekehrt und bis zum groben Holzschuh hinunter durch Schnüre befestigt. Ein braunrother Mantel dient als Decke für die Nacht oder gegen die zuweilen urschnell ausbrechenden Gewitter. Die Thätigkeit der Silaswaldbewohner ist größtentheils Viehzucht. Die Ziegen Calabriens, die zu Tausenden an den schroffen Felsabhängen ihre Nahrung suchen, während die Hirten den Dudelsack blasen oder ein vielstimmiges Echo auf der alten Pansflöte wecken, liefern die eleganten Handschuhe von Paris und Mailand.

Wer im Silaswald nicht Ziegen treibt oder für Schafe und Rinder die fettern Weideplätze sucht oder Kohlen brennt, verlegt sich auf das einträgliche Gewerbe des Schmuggels, seit uralten Tagen für dies buchtenreiche Land ein überliefertes ebenso wie der Raub. Hier weht noch ganz die classische Luft, die uns umfängt, wenn wir von den Thaten des Hercules, der die Landstraßen säuberte, des Theseus, von den strengen Gesetzen der Republiken des alten Griechenland lesen. Von Osten her weht hellenische Luft, vom Süden sarazenische. Flibustierthum ist die eigentliche Lebensbewährung aller dieser am Meer wohnenden Völker, die auch schon deshalb nicht das Leben so ruhig, wie andere, nehmen, weil unter ihnen der Boden vulkanisch wankt und zu sagen scheint: Was du dir nicht heute genommen vom

Ueberfluß der Erde, das verschlingt vielleicht schon morgen der uralte Neid der Götter auf all unser Menschenglück —!

Wenn sich auf einem zweirädrigen, aber menschenüberfüllten, von einem Pferd und einem Maulthier zugleich gezogenen Karren, der in Kalkstaub gehüllt sich die Felsenstraße von Cosenza hinaufwindet, die Furcht ausspricht, daß auf dem Wege bis Spezzano der Abend hereinbrechen würde und mancher seine kleine Baarschaft an ein mit Flintenläufen unterstütztes: Gott grüß! hingeben müßte, so hatte sie vollkommene Begründung. Nur dürfen ebenso die acht Personen, die an dem zweirädrigen Karren wie die Bienen an einem Baumast hängen, dem Impresario der Gebirgsdiligenza, Meister Scagnarello, Recht geben, der die unausgesetzten, bald liebkosenden, bald drohenden Anstachelungen seiner Thiere in dem Augenblick mit einem lauten Lachen unterbrach, als ein Handschuhmacher aus Messina in seinem sicilianischen Dialekt noch von dem furchtbaren Räuber Giosafat Talarico zu meckern anfing und vom Scagnarello hören mußte: Das wißt ihr also noch drüben nicht, wer euer vornehmer Nachbar geworden ist? Auf Lipari, dicht vor eurer Nase, könnt ihr den Vater Giosafat und seine ganze Familie wie einen Prätore leben sehen —! Se. Excellenz der Minister waren selbst von Neapel nach Cosenza gekommen, sprachen ein ernstes Wort mit dem tapfern Mann, und für achtzehn Ducati monatlich vergnügt er sich jetzt auf der Jagd am Strand der See. Sie klagen in Cosenza, daß ihnen dort seitdem so wenig wilde Gänse mit dem Südwest zufliegen.

Die Gesellschaft, die auf dem Karren, trotz eines Umfangs desselben von nur acht Fuß Länge und sechs Fuß Breite, dennoch in mehrern Stockwerken saß und ordentlich, dem Preise nach, ein Coupé, ein Intérieur und eine Impériale darbot, ja noch Körbe, Säcke und Felleisen in einer wahren Laokoon-Verschlingung unter-

zubringen gewußt hatte, mußte bestätigen, daß Meister Scagnarello vollkommen richtig gesprochen. Nachdem die Regierung in Cosenza damals an einem Tage zwanzig Insurgenten, die Brüder Bandiera an der Spitze, hatte erschießen lassen, mußte sie wol des Blutes für einige Zeit genug haben. Del Caretto, gewöhnlich der „Henker Neapels" genannt, kam nach Cosenza, nahm die Fürbitte des Erzbischofs für die durch einen glücklichen Zufall gefangene Bande des Giosafat Talarico, der an Morden und unzähligen Räubereien mit dem Pasquale Grizzifalcone in der Mark Ancona wetteifern konnte, in ernste Erwägung und vollzog dasjenige wirklich, was der alte Principe Rucca in Rom und der selige Ceccone nur für eine erwägenswerthe Möglichkeit gehalten hatten. Lipari erhielt den Giosafat zwar nicht als Bürgermeister, wie sich Grizzifalcone, vor dem Schuß des deutschen Mönches Hubertus, von Ascoli geträumt hatte, aber er lebte daselbst freier und vergnüglicher, als Napoleon auf St.-Helena. Mit den achtzehn Ducati hatte es seine vollkommene Richtigkeit.*) Darum war es aber im Silaswalde noch nicht eben viel geheurer geworden. In Cosenza sah man hinter den Gittern eines Thurms dieser alten Stadt, wo einst am Busento Alarich, der Gothenkönig, sein geheimnißvolles Grab gefunden, halbnackte Gefangene genug um Almosen betteln und, wenn sie keines erhielten, hinterher eine höhnische Frazze schneiden.

Bis die Diligenza Signore Scagnarello's in der Nothwendigkeit war, um der engen Wege willen die Thiere so zu spannen, daß sein Maulthier voran, sein Rößlein hinterher ging, war die Zahl seiner Passagiere zusammengeschmolzen. Der Handschuhmacher traf die Ziegen, die er erhandeln wollte, schon in Pedaco, dann wollte er sich um den unheimlichen Silaswald herum

*) Gregorovius' „Siciliana".

nach Rossano auf die große Ledermesse begeben — ein Männlein war's, wie die feinen Leute dort gehen, in dunkelgrüner Jacke, kurzen braunen Beinkleidern, braunen Strümpfen und schwarzen Gamaschen, mit einem braunen Mantel und einem weißen Hut, spitz wie ein Zuckerhut, eine rothe Feder darauf, als gehörte auch er zur Bande des Talarico. Hinter ihm her wurde vielfach gelacht, auch von zwei Priestern, die hier in vergnüglichster Weise ganz zum Volke gehören und oft mit den Räubern vertrauter sind, als mit ihren Verfolgern. Zuletzt blieb dem Scagnarello von Männern nur noch ein Soldat getreu, der den Weg von Cosenza zu Wagen machte, obgleich er zu den berittenen Scharfschützen gehörte — Sein Pferd lag hüftenlahm, erzählte er, in Spezzano, einem Oertchen, das sonst keine Besatzung hatte, heute jedoch mit Soldaten überfüllt war — eine Erscheinung, welche die Passagiere nicht zu sehr überraschte, denn wo waren nicht die Truppen jetzt nöthig, um heute eine Verhaftnahme eines noch aus den kaum beschwichtigten Stürmen der letzten Jahre zurückgebliebenen versteckten Compromittirten vorzunehmen, morgen eine wiederum drohende neue Conspiration zu ersticken —! Sicilien und Calabrien hatten auch für ihre politischen Vulkane geheime Zusammenhänge genug.

Außer dem Soldaten blieb auf dem Karren noch eine Frau mit einem Kinde, die weiter wollte als bis Spezzano und schon seit Cosenza mit Signore Scagnarello über die Frage in Unterhandlungen stand, was sie wol zahlen würde, wenn sie die Diligenza noch bis in die letzte fahrbare Gegend des Gebirges hinauf benutzen sollte, nämlich bis nach San-Giovanni in Fiore. Eigentlich wollte sie zum Franciscanerkloster San-Firmiano, wo die hierorts bekannte Welt aufhörte; denn jenseits Firmianos begann die Wildniß, die nur den Räubern, einigen Hirten und den Geistern gehört, sowol den alten dorthin gebannten classischen Gespenstern,

als welche im Volksglauben besonders noch Cicero und Virgil spuken, wie den neuern muselmännischen, besonders seeräuberischen, vorzugsweise dem berüchtigten Renegaten Ulusch-Ali und ähnlichen Dämonen, die schon manchen hier mit sich in die Hölle genommen haben.

Sechs Uhr war es und doch lag das enge Thal, aus dessen Mitte Spezzano auf einem hochgelegenen Felsen hervorragte, schon in einiger Dämmerung. Nur das Städtchen selbst oben langte noch in den vollen goldenen Sonnenschein hinein. Der Ort war nicht leicht zu erreichen. Langsam wand sich der Weg auf und ab, oft tief hinunter über das brückenlose wilde Rauschen hier des Crates, dort des Busento, die querdurch vom Wäglein mit Sack und Pack passirt werden mußten, bald wieder hinauf in die steilste Höhe, wo es dann einen entzückenden, die Phantasie dieser Reisenden freilich wenig beschäftigenden Fernblick auf das dunkelblaue Meer bis hinüber zu dem Felseneiland Lipari gab. In den Schluchten war die Vegetation die üppigste; aber kaum ließ sich begreifen, wie sich an den schroffen Abhängen den Kastanienbäumen beikommen ließ, um die schweren Lasten, die sie trugen, abzuernten.

In Spezzano, einem Oertchen von einigen hundert Seelen, von einem Durcheinander von Lumpen, Schmuz, von wie Wäsche aufgehängten frischgewalzten Nudeln, wildwuchernden riesigen Feigenbäumen an Schutthaufen alter Castellmauern, fanden die beiden letzten Passagiere die größte Aufregung durch die Soldaten, die bereits hier einen Tag campirten. Das rasselte mit langen Säbeln über die höckerigen Straßen, die fast erklettert werden mußten. Die Pferde konnten nur am Zügel geführt werden. Außer den Reitern gab es ein Detachement Fußschützen, die zur Schweizerarmee gehörten — Leute, die nicht eben heiter blickten, da in den Schweizerregimentern die militärische Zucht von unglaub-

licher Strenge ist und die Offiziere gegen die Gemeinen mit einer für ein deutsches Gemüth verletzenden Unfreundlichkeit verfahren. Es scheint da fast, als hätten die in der Schweiz so wenig bedeutenden höhern Ansprüche einiger alten Adelsgeschlechter, besonders in den Urcantonen, durch die militärische Organisation der Fremdenregimenter sich in Rom und Neapel eine Satisfaction für die heimatliche Abschaffung des Mittelalters geben wollen.

Was aber mag denn nur vorgehen? fragte nun doch Signor Scagnarello, als er den Pepe, sein Maulthier, und die Gallina, sein Rößlein, ausspannte und ganz Spezzano zusammengelaufen war, um die wichtigen Begebenheiten des Tränkens, Fütterns, Verwünschens der Wege, Verwünschens der Fliegen, des Ausscheltens des noch trinkscheuen „Pepe", Schmeichelns der alten geduldigen „Gallina" lachend und spottend mit durchzumachen — (in Italien geht das nicht anders und Neapel scheint vollends die Stammschule aller Possenreißer zu sein; trotz der schönen, edeln, malerischen Gestalten, die überall sich lehnten und kauerten, vertreten die Südvölker den Uebergang vom Affen- zum Menschenthum). Was mag nur vorgehen? rief Scagnarello im Stall. Die Kopfsteuer haben wir doch schon am Ersten bezahlt, und die Vettern des Talarico — die hoffen ja auch noch auf eine Anstellung beim Zollfach und halten sich leidlich. Das Fest der Madonna von Spezzano ist erst übermorgen, und zu unserer Illumination, seh' ich, hilft von den Soldaten Keiner, obgleich die Offiziere beim Pfarrer wohnen. Die Swizzeri bringen uns nie etwas, sie holen nur. Von Spezzano —! Unserm armen, frommen Spezzano! Bauen sie nicht schon wieder der heiligen Mutter Gottes einen Triumphbogen, und die Bora hat erst zu Maria Ascensione alle Lampen zerbrochen —!

Von den durch die letzten Abstrafungen revolutionärer Regungen gründlich abgeschreckten Bewohnern Spezzanos konnte niemand diese starke Einquartierung begreifen, noch auch darüber von den Soldaten, die ihre eigene Verwendung nicht kannten, eine Aufklärung erhalten. Ein bunter Kreis bildete sich um das von Scagnarello gehaltene Gasthaus, die „Croce di Malta“, wo seine Giacomina die Militärchargen bewirthete und des Hausherrn Einmischung in ihr Departement nicht duldete. Die Offiziere hörten dem Handel der von Cosenza mitgekommenen jungen Frau zu, die, ihr Kindlein im Schoße, auf einem verwitterten Steinblock saß und ihre Weiterreise nach San-Giovanni in Fiore in die Wildniß hinein und zwar aufs lebhafteste erörterte. Alles bewunderte den Muth Scagnarello's, der sich bereitwillig fand, nach einer einstündigen Rast seines Pepe, noch bis in die späte Nacht hinaus in die Berge zu fahren. Die alte Gallina besaß nicht die Ausdauer, die der wilde ohrenspitzende Pepe, dem die Freuden im „Torre del Mauro“, dem besten, weil einzigen Wirthshaus von San-Giovanni in Fiore, mit solcher Lebhaftigkeit von seinem Herrn geschildert wurden, als müßte die außergewöhnliche Unternehmung, welche für die Frau eine Ausgabe von baaren zwei Ducati (Thalern) zu Wege brachte, erst von seiner gnädigsten Zustimmung abhängen.

Die Frau, die sich ihrerseits des freundlichsten Gesprächs der auf guten Erwerb bedachten Giacomina zu erfreuen hatte, kam aus Nocera, das über Consenza hinaus dicht am Meere liegt. Sie hätte ihrem Kinde zufolge noch jung sein müssen; sie trug aber schon, wie hier überall die Frauen, die Spuren zeitigen Verblühens. Sie war die Frau eines Krämers in Nocera und konnte sich etwas zugute thun auf die Feinheit ihres Hemdes, das mit schönen Spitzen besetzt theils über ihr Mieder hinauslugte, theils an den Achseln sichtbar wurde, wo die Aermel ihres

braunen Kleides nur durch Schnüre am Leibchen befestigt waren. Auf dem Kopf trug sie ein rothgelbes Tuch, das in Ecken gelegt flach am schwarzen Scheitel auflag und mit seinen Enden, die mit gleichfarbigen Fransen besetzt waren, an sich recht schelmisch in den Nacken fiel. Die schwarzen Augen der sonst schmächtigen und behenden Frau gingen hin und her, schon vor Aufregung über die wilde Bewegung in dem sonst so friedfertigen Spezzano. Ihre kleine Marietta zappelte bald nach den bunten Lampen, die schon an den Gerüsten für das Madonnenfest hingen, bald nach den bunten Uniformen der Soldaten, von denen einige die wohlgemeintesten Liebkosungen mit ihr wechselten wie „Bisch guët?" „Willsch Rössli reita?" und ähnliche deutsche Herzenslaute, die auch keineswegs der Mutter in ihrem Sinn verloren gingen, denn auch ohne Wörterbuch, und keineswegs nur durch den Austausch von Blicken und Geberden, verstehen sich in guten Dingen alle Nationen — Haß und Eigennutz nur hat die Verschiedenheit der Sprachen erfunden.

Durch den dolmetschenden Beistand der Umstehenden kam es heraus, die Frau war an den Gewürzkrämer Dionysio Mateucci in Nocera verheirathet, hieß ursprünglich Rosalia Vigo und wollte nach San-Firmiano, wo ihr Bruder im Kloster lebte. Auf diese Mittheilung hin belebten sich Scagnarello's Züge und niemanden lebhafter, als dem Pepe, wurde nun voll Staunen und Verwunderung die Geschichte dieser Frau erzählt. Die Rosalia Vigo! Die Schwester des ehemaligen Pfarrers von San-Giovanni in Fiore! Das ist nur gut, hieß es, daß Herr Dom Sebastiano (der Pfarrer von Spezzano) beim Erzbischof in Cosenza ist — denn noch in seiner letzten Predigt an Maria Ascensione nannte er Ihren Bruder einen Unglücklichen, der im Fegfeuer zweimal so lange sitzen müsse, als andere, weil ihm sein geschorenes Haupt mit heiligem Priesteröl gesalbt wäre und

bekanntlich Oel im Feuer nicht eben löscht! Scagnarello war nunmehr auf die interessantesten Neuigkeiten und noch ein ganz besonders gutes Trinkgeld gefaßt.

Vollends hörte er von der Absicht der Schwester des Pfarrers, ihren geliebten Bruder wol gar aus San-Firmiano abzuholen und mitzunehmen. Der seitwärts schielenden Blicke einiger alten Bettler von Spezzano, des Murmelns einiger Graubärte, der Bekreuzigungen einiger Matronen, die Macbeth's Hexen nicht unähnlich sahen, achtete Scagnarello nicht — obgleich er alles, was da gemurmelt wurde, zu deuten verstand und vollkommen wußte, wie sehr es eine eigene Bewandtniß hatte mit der Geschichte des Pfarrers von San-Giovanni in Fiore. Ach, auch Rosalia Mateucci verstand, warum einige alte Schäfer, die in der Nähe standen und den Soldaten gegenüber ihre Flinten, die weit über ihre Schaffelle hinausragten, mit aller Keckheit trugen — sie wollten zur Messe nach Rossano — auf ihre großen Hunde blickten und deren Blässe berührten, die der Pfarrer von Spezzano mit Weihwasser besprengt hatte — Pepe und die Gallina und alle Pferde, Esel und Maulthiere, alle Hunde und Katzen, überhaupt was nur irgend mit dem Menschen hier in näherem Umgang lebte — das wilde Heer des nächsten Umgangs mit Flöhen u. s. w. ausgenommen — hat in Italien durch Priesters Hand die Heiligung empfangen.*)

Mit dem allgemeinen, die junge Frau mehr beschämenden, als erhebenden Rufe: Das ist die Rosalia Vigo! Die Schwester des Pfarrers von San-Giovanni in Fiore! fuhr die Schweigsame und nunmehr auffallend in Gedanken Verlorene endlich nach sieben Uhr aus dem noch hellsonnigen Spezzano in die schon dunkeln Felsenschluchten nieder. Schauerlich durfte es ihr

---

*) Ueblicher Brauch.

erklingen, als am Fuß des Felsens, auf welchem Spezzano liegt, ein Schweinehirt, der dem auf dem zerbröckelten Gestein des Weges hin- und hergeschleuderten Karren Platz machte, ihr einen Willkommen und Abschied auf einer riesigen Meermuschel blies.

Scagnarello offenbarte im Fahren dem Hirten, der ihnen folgen konnte — bald ging es wieder bergauf — sein abenteuerliches Unternehmen, noch in die lichte Mondnacht hinaus bis in den Torre del Mauro von San-Giovanni fahren zu wollen. Rühmte er sich auch nicht, mitzutheilen, was er damit verdiente, so schilderte er doch die Fahrt als eine, die sich schon allein durch die guten Leute von San-Giovanni belohne. Im Grunde alles nur, um die vollere Zustimmung des Pepe zu gewinnen, dessen beide Ohren an dem furchtbaren Klang der Meermuschel einen musikalischen Genuß empfunden haben mußten; Pepe trabte, auch seinerseits wie in sehnsuchtsvolle Gedanken verloren.

Auch Rosalia blieb nachdenklich. Ohnehin in der Unterhaltung gehindert durch den Lärm der rauschenden Gewässer, die wieder ohne Brücken zu passiren waren, begann sie ihre Marietta in Schlummer zu singen. Sie brachte dies zu Stande nicht etwa durch ein heiteres Wiegenlied, sondern durch einen einzigen, lang gehaltenen Ton in A. Diesen setzt die italienische Mutter so lange fort, bis ihr Kindchen einschläft. „Eine Melodie würd' es ja wach erhalten —!" sagte dem Schreiber dieser Geschichten eine italienische Amme.

Auch Scagnarello rief seinem Pepe unausgesetzt ein Wort, das freilich seinerseits im Gegentheil ein Wachbleiben und muntres Traben hervorrufen sollte: Maccaroni! Der Neapolitaner legt dabei den letzten Ton auf die letzte Silbe. Soll es dem Zugthier die Hoffnung erwecken, am erreichten Ziel seines Führers Lieblingsspeise theilen zu dürfen, oder ist es noch ein alter Rest der hier einst üblichen Griechensprache, wo Μακάριε! ein

Schmeichelwort war, wie: „Du gutes altes Haus!“ Gleichviel, Pepe that sein Möglichstes. An die Stelle der Liebkosungen traten freilich auch zuweilen die in Jalien üblichen sehr energischen Peitschenhiebe.

Zur Linken sah man nach einer Stunde nichts weiter, als einen Wald von riesigen Farrnkräutern, die sich zum Ufer des auf dem Gebirgskamm entspringenden Neto niederzogen. Zur Rechten starrte die schroffe Felswand. Jenseits der Anhöhe leuchteten noch in der Sonne die Kronen eines Buchenwaldes, die dann jede weitere Aussicht versperrten.

Miracolo! begann Scagnarello; ihr sagt, Euer Bruder würde San-Firmiano verlassen können und wieder nach San-Giovanni in seine Pfarre kommen, die er vor zehn Jahren — der Aermste —! hat verlassen müssen? Warum doch?

Die Frau unterbrach ihr Singen und mußte die kleine Marietta aufheben, die sich noch nicht ganz wollte zum Schlafen bringen lassen. Ihr glaubt, sagte sie, auf eine solche Pfarre, wo die Birnen aus nichts, als kleinen Steinen bestehen? Nein, ich glaube nicht, daß in San-Giovanni auch jetzt noch ein anderer Wein wächst, als den zu meiner Zeit kaum die Ziegen getrunken hätten! Signore! Nein! Se. Eccellenza hat mir eine bessere Hoffnung gemacht. Mein Bruder wird Pfarrer zu San-Spiridion in Nocera.

Ho! Habt ihr Euch nicht versprochen, Frau? brach Scagnarello in Erstaunen aus und Pepe benutzte ein Sichumwenden seines Herrn, um sogleich auch still zu halten. San-Spiridion in Nocera? Da tauscht er ja mit keinem Erzbischof drüben in Sicilien! Dann setzte er mit einem Avanti! und einem tüchtigen Peitschenhieb hinzu: Freilich — in Sicilien hab' ich ein Kloster gekannt, wo die Brüder verhungerten, wenn sie nicht abends mit der Flinte aufpaßten, ob Engländer vom Aetna kamen.

Aber in Nocera soll Euer Bruder Pfarrer werden! Scagnarello war gutmüthig genug, seine Meinung: „Ich dachte, daß ihm sowol im Jenseits, wie hienieden die ewige Verdammniß bestimmt ist“ — nicht auszusprechen.

Bei San-Gennaro! sagte die Schwester Paolo Vigo's; ich dächte, daß er sich diese Auszeichnung redlich erworben hat. Zehn Jahre hat er büßen müssen und er ist die Heiligkeit selbst geworden.

Wißt Ihr für ganz gewiß, daß sie ihn losgeben? äußerte Scagnarello mit bescheidenem Zweifel und der neulichen giftigen Rede des Pfarrers von Spezzano gedenkend.

Der heilige Erzbischof von Cosenza, fuhr die Frau fort und reichte ihrem mildurtheilenden Führer, der die schlimmen Ansichten der übrigen Bewohner von Spezzano gegen ihren Bruder nicht zu theilen schien, eine Flasche Wein aus einem ihr zu Füßen stehenden großen Korbe, der mindestens auf eine Woche mit all den Dingen versehen war, die man, nach ihrer Erfahrung, hinter San-Giovanni in Fiore nicht mehr als in der Welt auch nur noch gekannt vorauszusetzen berechtigt war — der heilige Erzbischof von Cosenza, sagte sie zuversichtlich, hat es noch gestern betheuert. Ich bin dreimal von Nocera herübergekommen und jedesmal war der heilige Herr liebreicher und gnädiger mit mir. Alles hab' ich ihm erzählt, warum mein Bruder ins Unglück gekommen ist —

Redet nur nicht davon! unterbrach sie jetzt Scagnarello mit einigem Schaudern und die Flasche zurückgebend, das heißt, nachdem er aus ihr zuvor einen kräftigen Zug gethan hatte. Der Trunk hatte, schien es, sein Gedächtniß gestärkt, das ihm anfangs versagte, als es um sich einen zu erwerbenden Gewinn von zwei Ducati handelte.

Rosalia Mateucci nahm die Flasche, stellte sie wieder in den

Korb und schwieg in der That. Sie verstand vollkommen, daß es gewisse unheimliche Dinge im Leben ihres Bruders gab, von denen man in solcher Abenddämmerung und in der stillen Gebirgswildniß nicht hätte sprechen sollen. Ohnehin galt der Silaswald für verzaubert. Es ist dies die Ruhestätte, wo noch immer der „große Pan“ schläft. In Abenddämmerung begegnen uns hier immer noch Satyrn mit Bocksfüßen und Hörnern, es sehen aus den Bäumen noch nickende langhaarige Dryaden, es ertönt oft noch ein schrilles Lachen in der Luft. Weiß auch niemand, wo all die vergessenen Schelmereien des Alterthums sich am Tage versteckt halten, des Nachts sind sie da.

Rosalia Mateucci begann wieder ihr Wiegenlied. Die Sonne war höher und höher an die Buchengipfel gestiegen und endlich verschwunden. Schon hatte sich der Mond in dem weiteren Himmel, der auf kurze Zeit jetzt zur Rechten sichtbar wurde, mit silbernem Glanze gezeigt. Die Straße, die eigentlich nur ein jetzt ausgetrocknetes Flußbett war, zwängte sich durch zwei Felsen hindurch, die sich so nahe standen, daß sie oberhalb, einige hundert Fuß höher, durch eine Brücke hätten verbunden sein können.

Scagnarello wußte nun allmählich im vollen Zusammenhang, daß seine Passagierin Rosalia Vigo, die jüngste Schwester ihres Bruders Paolo Vigo war, der in Neapel Theologie studirt hatte und nur die ärmste Pfarre der Welt, zu San-Giovanni in Fiore im Silaswalde, hatte gewinnen können. Ein feuriger, muthiger, wissensdurstiger Jüngling, hatte er diese Pfarre bereitwilligst angetreten, weil sie mit einer Aufsicht über das nahe liegende Kloster San-Firmiano, eine Art geistlicher Strafanstalt, verbunden war; andererseits weil das Innere des theilweise unzugänglichen Silaswaldes noch von Ketzern bewohnt sein sollte, welche sich aus urältesten Zeiten dort erhalten haben und mit zerstreuten

Anhängern in Verbindung standen, die an gewissen Tagen, auf nur ihnen bekannten Wegen, dort zusammenkamen.*) Seinem jugendlichen Glaubenseifer hatte sich gerade die Bekämpfung und Ausrottung dieser Sekte empfohlen. Die Ketzer trieben Zauberei, besonders mit Hülfe der Bibel.

Da jedoch hatte eines Tages alle Welt erfahren, daß im Gegentheil auch plötzlich Paolo Vigo von ihnen verwirrt worden war, die Bibel auf die Kanzel von San-Giovanni mitgebracht hatte und auf Denunciation des Pfarrers von Spezzano suspendirt, ja nunmehr selbst in jenes Kloster der Pönitenten verwiesen wurde, wo er hatte erziehen und bessern wollen. Der Guardian dieses Klosters mußte in San-Giovanni so lange die Messen übernehmen, während die übrigen pfarramtlichen Handlungen von Spezzano aus verrichtet wurden. Rosalia Mateucci wußte gegen die Auffassung des Pfarrers von Spezzano und des Signore Scagnarello über ihren Bruder an sich nichts einzuwenden. Doch behauptete sie, daß ihr Bruder, wenn auch eine Zeit lang von Zauberern verblendet, doch nie im Stande gewesen wäre, in die unkatholischen Greuel des innern Silaswaldes mit einzustimmen. Daß Paolo Vigo beschuldigt wurde, vorzugsweise gegen Einen, den Scagnarello auch vollkommen als einen gefürchteten Hexenmeister kannte, Nachsicht geübt zu haben — das alles ließ sich nicht wegleugnen. Auch nicht die haarsträubende Geschichte von einem feuerschnaubenden, aus der Hölle gekommenen Hunde, der auf dem Markt von San-Giovanni in Fiore einst laut geredet und die Seele des Pfarrers in seine Gewalt zu bekommen begehrt haben sollte, obgleich derselbe ihn dann mit eigener Hand todtschoß. Scagnarello wußte das alles und sagte beim Anstreifen an diese unheimlichen Erinnerungen: Bitte!

*) Ph. J. von Rehfues' Schriften; u. a. die „neue Medea".

Bitte! — fragte aber doch, ob sich die Frau noch des Skelets erinnerte, das dazumal ihren Bruder um den Tod des höllischen Hundes so in Harnisch gebracht hätte?

Des Frâ Hubertus! sagte die Frau mit einem halb beklommenen, halb freudigen Tone. Er lebt noch. Ich weiß es ja —!

An seinen Knochen kann man zwar vom Fleisch kein Pfund mehr zählen, entgegnete Scagnarello, aber — gewiß lebt er noch — und ich will Euch nur gestehen — ich hätte mich heute Nacht nicht mehr in den Wald gewagt, könnten wir nicht hoffen, noch den Bruder Hubertus einzuholen.

Heilige Mutter Gottes! rief Rosalia aufs freudigste erregt und wagte die gefährlichste Stellung von der Welt in Scagnarello's zweirädrigem Karren. Sie stand auf, hielt ihre schlafende Marietta mit Gefahr, selbst überzustürzen, im Arm und reckte den Hals spähend in die Weite. Saht Ihr denn den Frâ Hubertus? rief sie und lugte in die dunkle Ferne.

Beruhigt Euch! sprach Scagnarello und bezog diese Aufregung misverständlich auf eine Anwandlung von Furcht. Wenn ich meiner Frau, meinen Kindern und dem Pepe zugemuthet habe, mich bis Mitternacht noch auf die Straße zwischen Spezzano und San-Gio hinauszulassen, so geschah es, aufrichtig gesagt, weil ich hörte, daß uns Frâ Hubertus nur um ein paar hundert Schritte voraus ist. Denn was nun der Frate auch sein mag, ob ein Russe oder von Geburt ein Türke, wir alle haben ihn hier anfangs gleichfalls für den leibhaften Boten der Hölle gehalten — ja da erst gar, als er den fremden Mann nicht weit von hier in den Neto gestoßen hatte —!

Ich bitte Euch! . . . sagte die Frau sich niedersetzend.

Aber habt darum keine Furcht! fuhr Scagnarello fort. Holen wir den Bruder ein, so haben wir mit ihm ein ganzes

Regiment Soldaten. Der Pfarrer von Spezzano, im Vertrauen gesagt, mag ihn noch jetzt nicht leiden — aber darum hat doch der Bruder, der soeben in Neapel war, hohe Gönner und Beschützer und, was seine Leibeskräfte anbelangt, so kenn' ich manchen Goliath, der ihm noch jetzt abends aus dem Wege geht —

Er war in Neapel — Und ist zurück! Ich weiß es ja — weiß alles — rief Rosalie freudig und verstummte darauf. Letzteres zum Aerger Scagnarello's. Denn er merkte, daß es ja da wieder etwas ganz Neues aus dem Leben seiner Passagierin zu erfahren gab. Diese wich seinen Fragen aus und versank in eine wehmüthige Schweigsamkeit.

Es knüpften sich ihr aus der Zeit, wo sie vor Jahren ihres Bruders Wirthschaft in San-Giovanni geführt hatte, an diesen „Bruder mit dem Todtenkopf" Erinnerungen voll Schrecken. Ihr Bruder Paolo hatte lange liebevoll für die Seinigen gesorgt, hatte ihnen jede Ersparniß nach Salerno, wo sie her waren, geschickt, hatte, der gute Sohn, die Gebühren seiner ersten Messen nur an seine Mutter auszahlen lassen. Zwei Jahre war sie selbst dann bei ihm im Silaswalde gewesen und hatte das Ihrige gethan, ihm einen so traurigen Aufenthalt einigermaßen erträglich zu machen. Aber Paolo Vigo verfiel in Melancholie, zumal durch die Nähe des Klosters San-Firmiano selbst. Seinem Gemüth mußte es zu schmerzlich geworden sein, so viel verabscheuungswürdige Priester kennen zu lernen, die in jenem in Felsen eingezwängten, eine melancholische Aussicht in eine düstere Waldgegend bietenden Kloster leben mußten. Außerdem lebten hier alle ehrlichen Leute damals im Kampf mit dem Giosafat Talarico. Die Räuber der Abruzzen, die Genossen des Grizzifalcone, standen mit denen Calabriens in einem Schutz- und Trutzbündniß und bedrohten unausgesetzt die Sicherheit aller Einsamwohnenden. Schon waren aus dem Kirchlein in San-Giovanni

die heiligen Geräthschaften des Opferdienstes gestohlen worden. Kein Wunder, daß sich der Pfarrer mit Waffen versah und zu jeder Zeit eine geladene Flinte über seinem Bette hängen hatte. Nun geschah es aber eines Tages, daß die Bewohner von San-Giovanni in größter Aufregung durcheinander rannten, auf dem Marktplatz, dicht vorm Fenster des Pfarrers auseinander flohen und sich in ihren Häusern versteckten. Rosalia und ihr Bruder traten ans Fenster und erkundigten sich nach dem Grund des lauten Geschreis. Da hieß es, im Orte wär' ein toller Hund. Vom Fenster aus erblickte man in der That ein wandelndes Thiergerippe, die Zunge lang aus dem Halse hängend, die Haare borstig aufwärts gebäumt — es war ein Hund, der einem verhungerten Wolfe glich. Kaum konnte das entsetzliche Thier sich aufrecht erhalten. Schon knickte es zusammen und taumelte wieder wildschnappend auf, bis es aufs neue zusammensank. Der Pfarrer erwies den Bewohnern von San-Giovanni die Wohlthat, in rascher Regung die Flinte zu ergreifen, abzudrücken und das Ungethüm niederzuschießen. Und eben die Folgen dieser raschen That waren die seltsamsten —! Sie lagen in Schleier gehüllt, endeten jedoch damit, daß Rosalia's Bruder oft tagelang abwesend war, mit dem Bruder Hubertus zusammen gesehen wurde, sogar einen Ziegenhirten in San-Giovanni, der schon seit lange für einen Ketzer galt, an seinen Tisch nahm, zuletzt mit der Bibel auf der Kanzel erschien und in einer Weise predigte, die einen so großen Anstoß erregte, daß ihn sein Diöcesanbischof suspendiren mußte. Man ließ ihn bis auf Weiteres im nahe gelegenen Kloster wohnen und verbot ihm seine kirchlichen Functionen und Reden. Aus dieser provisorischen Maßregel wurde ein Zustand, der nun schon Jahre dauerte und nicht mehr enden zu wollen schien. Die Stolgebühren von San-Giovanni behagten auch dem Dom Sebastiano von Spezzano.

Scagnarello war durch die Hoffnung, bald den riesenstarken Bruder Todtenkopf einzuholen, so ermuthigt, daß er, trotz der schauerlichen Einsamkeit, wagte, auf alle diese unheimlichen Dinge anzuspielen. Es ist eine Pflicht unserer Seelenhirten, sagte er nach einer Betrachtung über feurige Hunde überhaupt, die sich öfters hier den Schäfern nächtlich zugesellen, für das geistige und leibliche Wohl der Ihrigen zu sorgen. Der Pfarrer in Spezzano ist gewiß ein Santo, aber auch er heilt die Kröpfe und kann Geister bannen. Meinen Pepe da hat er mit allen Weihen versehen!

Rosalia Matcucci hatte das Thema des verhängnißvollen Hundes verlassen. Scagnarello richtete jedoch mit umspähender Miene an sie die Frage: Frau — noch seh' ich den Bruder Franciscaner nicht — sagt: Ist es wahr, hat denn der den Hund wirklich ganz feierlich begraben —?

Kaum war das aus der Hölle gekommene Thier, erzählte sie, gefallen, so kam, wie wir damals glaubten, ein Abgesandter des Satans, der die unreine Seele, die ihm verfallen war, abholen sollte. Auf dem Platz erschien ein langer hagerer Mönch mit einem Todtenkopf; er hatte, wie die Magd erzählte, im Kloster Firmiano vor kurzem erst Herberge gefunden. Die Kinder liefen ihm aus dem Wege — eine Sprache hatte er, wie unser Truthahn, wenn ich mein rothes Kleid anziehe.

Das alles hat sich geändert! unterbrach Scagnarello. Jetzt fürchten ihn nur noch die Leute mit zu langen Flinten und besonders der Schmied von Spezzano. Denn ein Hufeisen bricht er wie trockene Nudeln entzwei, wenn die Arbeit schlecht gemacht ist. Gäule heilt er, die schon unter den Galgen kommen sollten. Talarico! Der bekam Angst vor ihm, als er hörte, daß das der Frate war, der in Rom dem Grizzifalcone den Garaus gemacht hat. Nun! bei San-Firmiano! Der heilige Vater hat ihn auch gewiß nur hergeschickt, daß er's dem Giosafat ebenso machen

sollte. Signora, ich hörte aber doch — mit dem Hund hatt' es Dinge auf sich, die einen guten Christen um die Absolution bringen können. Andere meinen, der Alte mit dem Todtenkopf hat wenigstens seitdem nichts mehr mit der Hölle gemein haben wollen. Ein Heiliger ist auch er geworden, wie nur der Erzbischof von Cosenza einer — und — Euer, unter uns gesagt, ganz vortrefflicher Bruder —

In voller Glückseligkeit über diese Anerkennung sagte Rosalia: Ja, Signore! Ich glaube es für gewiß, daß Frà Hubertus sich zu Gott gebessert hat. Gerade von ihm hat mir der heiligste Erzbischof von Cosenza gesagt: Geht getrost, liebe Frau! Bis Ihr in San-Giovanni in Fiore seid, ist Frà Hubertus von Neapel zurückgekehrt. Und nun ist er da! Und ich denke doch, es muß alles gut werden.

Scagnarello erhielt noch einmal die Flasche, leerte sie und lobte sehr den Wein von Nocera. Auf seine Frage, was der Todtenkopf nur in Neapel gethan haben mochte, erhielt er die Antwort: Der heilige Erzbischof schickte ihn nach Neapel, um sein Begehren beim rechten Mann anzubringen.

Beim rechten Mann? wiederholte der Kutscher. Wer wäre denn das? Und welches Begehren —?

Daß die Bewohner von San-Firmiano nicht mehr — wie die Canarienvögel von Cosenza gehalten werden sollen! Sind sie denn nicht alle Santi geworden? Hat mein Bruder sie nicht alle bekehrt? Hat der Todtenkopf ihnen nicht allen die Schrecken der Hölle zu Gemüth geführt, die er selbst so gut kennen muß —? Ich sage Euch, bis nach Nocera hin steht jetzt das Kloster im Geruch der Heiligkeit —!

Scagnarello wußte vollkommen, daß unter den Canarienvögeln die gelbgekleideten Galeerensträflinge zu verstehen sind, die in Neapel im Dienst der Straßen- und Hafenpolizei öffentlich

arbeiten müssen. Er wußte aber auch, über die gute Aufführung der Bewohner von San-Firmiano herrschte nur Eine Stimme; er wußte, wie hier Alle, daß Dom Sebastiano darüber nicht reden konnte, ohne so zornig zu werden wie ein Puterhahn. Nach einer seiner letzten Predigten gab es, ganz nach dem Satz der heiligen Hildegard, Tugenden, die dennoch blos vom Teufel kämen — Deshalb war Scagnarello vorsichtig und hielt seine Meinung zurück. Ein Kutscher ist eine öffentliche Person, die sich in die Zeitläufte mehr als andre zu schicken hat.

Die Einsamkeit, die dann und wann nur vom Gruß eines Hirten oder eines mühsam ausbiegenden Eseltreibers unterbrochen wurde, hörte bei Annäherung an San-Giovanni auf. Es wurde rings im Gebirge lebhafter. Zwar war die Nacht nun ganz hereingebrochen, Nebel stiegen auf, die in dem Grade die Feuchtigkeit der Luft vermehrten, daß Scagnarello und Rosalia ihre braunen Mäntel übernahmen; der mondscheinblaue Luft- und Nebelhauch gab den grünen Waldabhängen, den einzelnen Wiesenteppichen eine geisterhafte Beleuchtung; aber, wo der Strom der Gewässer am Wege nicht zu rauschend hinstürzte, da hörte man, von mannichfachem Echo weiter getragen, deutlich das Locken und Rufen der Hirten an ihre Heerden, die zur Nachtruhe unter den mächtigen Eichen sich lagerten, hörte das Blasen einer einsamen Schalmei oder an einer andern Stelle jenes unaufhaltsame Schnurren eines Dudelsacks, das gradezu unerschöpfliche Lungen voraussetzt. Sogar Jagdschüsse erschollen zuweilen dicht über den Häuptern der Gefährten und machten den Pepe stutzig und unterbrachen dann wol die Reise durch ein Intermezzo von Apostrophen, die Scagnarello an die Vernunft des Thieres zu richten hatte. Tüchtige Peitschenhiebe unterstützten die Beweiskraft seiner Demonstrationen.

Um ein verhältnißmäßiges Stück war man schon ganz in

die Nähe San-Giovannis gekommen. Rosalia erkannte die Gegend. Die mit Früchten überladenen Kastanienbäume, die zuweilen am Wege standen, rauschten ihr wie mit vertrautem Gruß. Dort stand ein altes Gemäuer, das der urältesten Zeit Groß-Griechenlands angehörte. Der Mond schien durch die zerklüfteten Fenster. Sie kannte jeden dieser, bald als Aufbewahrungsort des frischgemähten Heus, bald als Versammlungsort der Hirten bei Unwettern benutzten Orte. Ihr Herz wurde ihr immer frohbanger und zagendhoffnungsvoller.

Scagnarello erzählte jetzt von einem Stein, an dem sie bald angekommen sein müßten. Hier hätte Frà Hubertus vor Jahren mit jenen zwei Männern gerungen, die im Silaswald umirrten und die „Freimaurer", die später in Cosenza erschossen wurden — die Bandiera und ihre Genossen — verrathen wollten. Denen begegnete „dort oben am Kreuz", erzählte er, der Bruder mit dem Todtenkopf, redete den einen, den er kannte, in fremder, ich glaube russischer Sprache an und warf ihn ohne Weiteres von oben hinunter in den Neto —!

Die Bürgersfrau, die sich in Nocera auf Betrieb des Bruders vortheilhaft mit einem Verwandten daselbst verheirathet hatte, war in diesen Ereignissen bewandert. Sie konnte lesen und schreiben und führte ihrem Manne sein Hauptbuch. Was im Silaswald vorging, hatte sie seit Jahren um des geliebten Bruders willen mit großem Interesse verfolgt. Lebhaft stand ihr in Erinnerung, wie man sich damals gewundert, warum auch für diese wilde That der fremde Mönch, ein Sohn des heiligen Franciscus, wiederum so heil und ungestraft davonkam. Diesmal wie bei Gelegenheit der für einen Mönch immerhin bedenklichen Todesart des Grizzifalcone. Rosalia sprach noch jetzt dies Erstaunen aus.

Er hat gute Freunde, sagte Scagnarello. Er hat sie da,

wo sie am meisten nützen können — in Rom. Und wenn man Rom hat, so hat man auch Neapel. Damals, als der Freimaurer in den Neto flog, sah und hörte man lange nichts mehr vom Frâ Hubertus. Mit Einem mal war er aber wieder da und der Sindico von Spezzano zog vor ihm den Hut ab. Hätte der Bruder die Weihen, er wäre längst in San-Firmiano Guardian.

Rosalia kannte alles das und schwieg, in Hoffnung auf die Geltendmachung eines so großen Einflusses in Neapel.

Nach einer Weile fragte Scagnarello: Signora — wart ihr denn auch schon dazumal an — den — ich meine, an den Bluteichen —?

Die Frau erschrak über diese Frage und schwieg.

Ich meine, habt Ihr ihn nie gesehen? fuhr Scagnarello leise und schlau lächelnd fort.

Die Frau wußte vollkommen, was und wen Scagnarello mit seiner Frage meinte.

Hm! Hm! räusperte er sich und fuhr fort: Ich möcht' es, bei San-Gennaro, auch einmal wagen und ihn besuchen. Nur um die Nummern zu hören, die ich im Lotto spielen soll! Da war ein Mann von Cotrone — wißt Ihr, was er dem gesagt hat, als er die nächsten Nummern hören wollte, die herauskommen würden?

Er sollte arbeiten und auf Gott vertrauen —? antwortete Rosalia.

Nein, entgegnete Scagnarello — Das kann sich jeder selbst sagen —! Dem Mann von Cotrone hat er gesagt: Wer gab dir früher deine Nummern? „Der Pfarrer von San-Geminiano in Cotrone!" Kamen sie heraus? „Nein! Auch die auf den Namen Mariä nicht!" Die auf den Namen Mariä? Was ist das? „Der Pfarrer rechnete die Nummern nach den

Buchstaben aus — M. war 12. Sie kamen aber nicht heraus." Ich verstehe! Kannst du lesen? „Nein!" Auch nicht das ABC? „Ei ja!" Im Namen Maria kommt aber zweimal A vor — das gab ja zweimal 1. „Da nahm der Pfarrer für das zweite 1 das Doppelte; manchmal das Dreifache; so hab' ich zehn Jahre auf «Maria» und die Heiligen gesetzt, aber nicht mehr gewonnen, als ausreichte, um den Pfarrer zu bezahlen —" Der Pfarrer ließ sich bezahlen? „Ich bezahlte die Messen, die meine Todten aus dem Feuer erlösten!" Nun, mein Sohn, sagte der Alte von den Bluteichen, so nimm einmal den Namen „Jesus!" Siehst du, das sind auch fünf Buchstaben, auch fünf Zahlen und die letzte nimm dann gleichfalls doppelt — 9. 5. 18. 20. 36. — So hab' ich sie behalten —! unterbrach sich Scagnarello — Gewinnst du, sagte der Hexenmeister, dann danke deinem Erlöser durch gute Anwendung des Geldes! Verlierst du aber, so nimm an, daß er dir eine christliche Lehre geben wollte und dich blos durch deine Arbeit reich machen will! Der Mann aus Cotrone spielte und gewann — eine Terne; es war aber auch so ein ganz reicher Mann. Das Ding sprach sich dann aus; alles setzte jetzt auf den Namen Jesus; es hat aber keinem mehr so glücken wollen, wie dem Mann aus Cotrone.

Rosalia seufzte über diese Zaubereien und sann über Scagnarello's Aeußerung, daß der Mann von Cotrone wol noch eine besondere Anweisung bei diesem kabbalistischen Spiel des Einsiedlers von den Bluteichen hinzu empfangen haben müßte. Sie hatte die vollkommene Geneigtheit, dieser Meinung beizustimmen. Zuletzt bat sie ihn beim Blut des heiligen Januarius, von solchen durch die Hölle angerathenen Lottonummern, auch von den Bluteichen, von den nächtlichen Versammlungen, die dort die Geister hielten, besonders aber von dem erschossenen feurigen

Hunde und den blutigen Thaten des Bruders Hubertus jetzt zu schweigen und lieber auf eine baldige glückliche Ankunft in San-Giovanni zu hoffen.

Nach einer halben Stunde, die Scagnarello im schmollenden Gespräch mit Pepe und zuletzt mit Klagen über die theuere Zeit und die von der Hitze versengte zweite Heuernte zubrachte — letzteres im Interesse eines erhöhten Trinkgelds — deutete er mit der Peitsche auf einen im Mondlicht grell beleuchteten Gegenstand an demselben Wege, welchen sie fuhren.

Schon lange hatte auch schon Rosalia ihr Auge auf diesen Punkt gerichtet und fragte jetzt: Seht Ihr denn da etwas, Signore?

Es ist — so wahr ich Napoleone heiße — endlich der braune Bruder! Ich wette um meinen Pepe — er ist's!

Sein Maccaroni wurde jetzt wacker durch die Peitsche unterstützt. Die Frau konnte nicht umhin anzuerkennen, daß Scagnarello's Vermuthung über einen an einem hölzernen Kreuz auf einem Stein sitzenden Mönch Wahrscheinlichkeiten für sich hatte. Die braune Kapuze war halb niedergeschlagen; so schwarz und starr konnte darunter nur ein Kopf lugen, der so gut wie keiner war oder wenigstens nur dasjenige, was übrigbleibt, wenn man von einem Kopf Haare und Fleisch nimmt.

Scagnarello, vollends jetzt ermuthigt und sogar schon von dem hinter den Felsen her immer heller und heller läutenden Glockenthurm von San-Gio angenehm überrascht, schwang seine Peitsche und gab der hochgespannten Frau, die glücklich war, schon jetzt dem Manne zu begegnen, der die Kunde aus Neapel nach San-Firmiano bringen sollte, jede tröstliche Versicherung.

Ein Franciscaner, in Sandalen, mit brauner Kutte, den weißen wollenen Strick um die magere Hüfte, saß in der That am Wege auf dem Stein. Es war Bruder Hubertus. Er saß

am Gedächtnißkreuz des von ihm vor Jahren hier in den brausenden Neto hinuntergeschleuderten Jean Picard. Als er die Klingel des Pepe hörte, stand er auf und ging fürbaß. Er schien keine Neigung zu haben, auf eine verspätete Equipage zu warten und sich in seinen ohne Zweifel düster angeregten Betrachtungen stören zu lassen.

Ihn einzuholen wäre beim Bergauf unmöglich gewesen, wenn ihm nicht Scagnarello alle möglichen Interjectionen nachgerufen hätte aus jenem unerschöpflichen, in seinem Reichthum noch von keinem Gelehrten würdig abgeschätzten Wörterbuch der neapolitanischen Natursprache. Zu den thatsächlichen Motiven, die Scagnarello mit civilisirteren Worten einmischte, um den rüstigen Greis zum Stehenbleiben zu bewegen, gehörte, wenn auch in seltsamen Abkürzungen, die Geschichte der Frau, die hinter ihm hochaufgerichtet stand, in der Linken mit dem schlafenden Kinde, in der Rechten mit ihrem Tuch, mit dem sie unablässig wehte und winkte, gehörte endlich auch ein Gruß vom Erzbischof von Cosenza und die Ausmalung aller der Glückseligkeiten, die sich nun in San-Firmiano und in San-Spiridion zu Nocera begeben würden.

Der lange hagere Knochenmann stand endlich still und lachte des tollen Gewälschs. Sein Kopf wurde darüber ein einziges — Gebiß von Zähnen. In der „Campanischen" Sprache, jenem Italienisch der Neapolitaner, wo die Buchstaben mit allen nur erdenklichen Freiheiten behandelt werden, oft der eine ganz für den andern eintritt und statt „Michel" „Kaspar" gesagt wird, hatte Hubertus in der That Fortschritte gemacht. Er blieb stehen.

Dann freilich entsprach seinem ersten frohen Gruß an die ihm sehr wohl erinnerliche Schwester Paolo Vigo's keineswegs sein fernerer Mittheilungsdrang. Letzterer schüttelte er zwar als

alter Bekannter die Hand und nahm das jetzt erwachte, schreiende Kind auf den Arm, versichernd, daß seine Sehnsucht, den trefflichen Bruder der Signora nach sechs Wochen wiederzusehen, nicht minder groß, als die ihrige nach so vielen Jahren wäre — ja er kannte das schöne dem Bruder winkende Gotteshaus zu San-Spiridion in Nocera vollkommen und gab zu, daß der Erzbischof von Cosenza hinlänglich heilig wäre, um allenfalls weissagen zu können. Gewiß! Gewiß! Es wird alles gut werden! wiederholte er zum öftern. Aber — seinem ganzen Wesen fehlte die rechte, von Innen kommende Freudigkeit.

So kommt Ihr von Neapel und habt noch nichts Bestimmtes erfahren? fragte die Frau voll Bestürzung über dies Benehmen und lud den frommen Bruder ein, neben ihr Platz zu nehmen.

Hubertus folgte zwar dieser Aufforderung, nahm die noch an Schönheitsanschauungen nicht gewöhnte und wenig vor ihm erschreckende kleine Marietta auf den Schoos, sang ihr eine alte holländische Liedstrophe, versicherte aber, die Hoffnung wäre das schönste Lebensgut, das sich der Mensch nur immer frisch in allen Nöthen bewahren müsse und schwieg.

Die Hoffnung? Bei San-Gennaro! rief die Frau und zitterte. Weiter bringt Ihr nichts von Neapel mit, als die — Hoffnung?

Ei und schöne Feigen! Seht die Feigen! erwiderte Hubertus und reichte deren aus seiner Kutte Marietten eine Hand voll, während ihm die Frau bereits alle ihre Eßvorräthe angeboten hatte.

Was kann mir alles das helfen? wehklagte Rosalia Mateucci. Hab' ich darum so viele Jahre die Reise von Nocera nach Cosenza gemacht? Haben wir darum zwanzig Ducati an die Mutter Gottes Della Salute und abermals funfzehn an den heiligen Gennaro von Cosenza bezahlt?

Das wird sich einbringen, Frau! Hofft in Gottes Namen! wiederholte Hubertus und fing inzwischen mit einem bei weitem dringlicheren Interesse an, dem Meister Scagnarello sein Erstaunen über die neue Garnison von Spezzano auszudrücken. Was wollen denn nur all diese Reiter und Jäger wieder? Geht der Weg nach Frankreich durch den Silaswald?

Scagnarello deutete an, daß nicht gut von solchen Dingen zu sprechen wäre, seitdem hier schon die besten Leute zu den „Canarienvögeln“ in Neapel gekommen wären.

Guter Bruder, was bringt Ihr von Neapel? drängte die Frau. Ihr redet von Canarienvögeln. Nur zu wohl weiß ich, die Raben, die schwarzen, die hacken dem heiligen Franciscus gern die Augen aus!

Steht das wo geschrieben? entgegnete Hubertus und schien von dieser Rede, die er vollkommen verstand und für ebenso prophetisch hielt, wie sie wohlgesetzt war, betroffen. Die Jesuiten (diese nur konnte Rosalia unter den schwarzen Raben verstanden haben) hatten allerdings hier die Hauptentscheidung. Auf den Spruch der Jesuiten hatte der Erzbischof von Cosenza als die letzte Instanz verwiesen, von welcher hier alles abhängig sein würde. Alle Welt wußte, daß zwar in den Bewegungstagen zwanzig Kutschen voll Jesuiten aus Neapel hatten entfliehen müssen, aber in vierzig waren sie wieder zurückgekehrt und die rechte Hand des Herrschers über dies unglückliche Land blieb des Königs Beichtvater, Monsignore Celestino Cocle, Erzbischof von Neapel, ein fanatischer Agent des Al Gesù, eben jener „rechte Mann“, von dessen Entscheidung die Wünsche der Bewohner San-Firmianos abhängen sollten.

Zehn Jahre, erzählte wehklagend die Frau, hab' ich meine Kniee gebeugt vor dem heiligen Erzbischof von Cosenza. Jeden Quatember, wenn neue Priester geweiht wurden, lief ich zu Fuß

die zehn Miglien von Nocera nach Cosenza und beugte meine Kniee auch noch nach der Messe. Wenn der heilige Herr in seinen Palast ging, rief ich ihn um Gnade an für meinen unglücklichen Bruder. Und immer gab er mir seinen Segen und sagte: Ihr seht ja, liebe Frau, die Pfarre von San-Giovanni bleibt offen; das Sacro Officio prüft, zwar lange, aber gründlich —! Heiliger Gennaro! Zehn Jahre prüfte das Officio —! Ich wußte nicht, ob mein Bruder noch lebt —! Wir schickten — mein Dionysio ist gut — was wir nur vermochten — bald an den ehrwürdigen Guardian, bald an den heiligen Erzbischof — aber meines Paolo Briefe meldeten nichts von seiner baldigen Freiheit. Sogar damals, als doch alles frei wurde, als selbst die, denen zeitlebens die Kugel am Fuß zu tragen besser gewesen wäre, zu Ehren kamen, kehrte mein Bruder nicht aus dieser traurigen Einöde zurück. Damals hatte nur Marietta leider das Fieber, mein Dionysio mußte unter die Guardia civica, jeder war froh, wenn in seinem Garten noch die Feigen wuchsen — Verdienst gab es nicht. Dann aber, als die Ruhe wiederkehrte, als man erzählte, wie die Gefangenen und Verwundeten in San-Firmiano so christlich verpflegt wurden, da fiel ich vor dem heiligen Erzbischof in der Kirche selbst auf die Kniee und bat vor allem Volk um — Paolo's Freiheit. Zum Glück — verzeih' mir's die heilige Jungfrau! — war gerade unser Pfarrer von San-Spiridion gestorben und weil ich hörte, daß sich zehn Pfarrer um die Stelle bewarben und sie vorerst keiner bekommen sollte, weil auf ein Jahr auch dem heiligen Erzbischof die Einkünfte gutschmecken, kauft' ich nochmals, nach allem, was schon draufgegangen war, für zehn Ducati Wachskerzen und schenkte sie in Cosenza der heiligen Rosalia. Seitdem hieß es: „Seid gutes Muthes, Frau, reist getrost nach San-Giovanni — In San-Firmiano sind Wunder

geschehen — Der Guardian hat einen Boten nach Neapel gesendet an das heilige Officio. Wir wissen es ja, das ganze Kloster ist heilig geworden — Sie bekommen alle die besten Stellen in der Christenheit, denn die Mutter Kirche ist gütig und belohnt jeden, der sie liebt — ja, und der Bote, Frâ Hubertus, muß bald zurück sein von Neapel —" So sprach der Erzbischof und das ganze Capitel stimmte hoffnungsvoll mit ein. Da vertraut' ich denn und machte mich auf den Weg und jetzt bin ich da und Ihr seid es auch und nun bringt Ihr doch wieder nichts und schweigt noch dazu so tückisch —? Ihr wißt, denk' ich, nur zu gut, daß mein guter Bruder nur durch Euch ins Elend gekommen ist! Ohne Euch könnte er längst in Nocera Bischof sein.

Diese muthige, für Scagnarello zum Bewundern sachgemäße und kenntnißreiche, nur am Schluß zu frauenzimmerhaft ausfällige Rede hatte Hubertus theils mit seufzenden, theils mit begütigenden Worten begleitet. Scagnarello hoffte, der schwer Beleidigte würde mit einer Rechtfertigung früherer Misverständnisse, vor allem mit Rückblicken auf die wunderbare Geschichte vom feurigen Hunde vernehmbar werden; aber Hubertus beschäftigte sich allein mit dem Kinde und sang seine „russischen" Lieder.

Rosalia Mateucci ersah nun wol aus alledem, daß Hubertus kein rechtes Vertrauen auf den Erfolg seiner Mission hatte, und fuhr in ihren Klagen über diese arge Welt fort. Sie ließ dabei jedem seine äußere Ehre, bezeichnete ihn aber bei näherer Prüfung dennoch als einen Spitzbuben. Vom Standpunkt einer vermögenden Krämerin von Nocera gab sie einen Rückblick auf die bewegte Zeit der letzten Jahre — namentlich auf die Anarchie, die damals entstand, als die in Neapel durch Lazzaroniaufstand und Schweizerregimenter gesprengte Nationalvertretung sich noch einmal in Cosenza, von einem Aufstand der Calabresen

unterstützt, wieder gesammelt hatte, doch von jenem ehemaligen Räuber, spätern General Nunziante, im Süden, vom General Lanzi im Norden angegriffen, mehr durch Uneinigkeit, als Ueberlegenheit der Truppen sich auflöste. Die Bewaffneten wurden damals zu Flüchtlingen, und wie es im Süden geht, zu Wegelagerern und Räubern. Dieser anarchische Zustand hatte im Silaswald erst seit kurzem aufgehört. Das Kloster San-Firmiano hatte lange Zeit nur ein Gefängniß und Lazareth sein können, wo sich die Brüder wahrhaft Verdienste erwarben. Und nun sollten alle diese guten Thaten ohne ihren Lohn bleiben? Märtyrer sollten sich bewährt haben und keine Krone gewinnen —? Da müßte ja der Giosafat von Lipari als ein wahrer Retter ersehnt werden und mit der Zeit in Neapel am königlichen Schlosse kein Stein mehr auf dem andern bleiben —! sagte sie voll Zorn.

Hubertus entgegnete in leidlichem „Campanisch" auf diese unausgesetzten Verwünschungen, die schon Marietta's Weinen und Scagnarello's loyalste Proteste zur Folge hatten: Beim heiligen Hubert, meinem Schutzpatron! Frau, ich kann Euch versichern, daß ganz San-Giovanni und wer anders noch von damals am Leben ist, sich freuen wird, Euch und die kleine Marietta zu sehen. Euern heiligen Bruder nehm' ich nicht aus, wenn ich auch zweifle, daß Eure Hoffnung, ihn als Pfarrer in San-Spiridion nach Nocera zu bekommen, so bald in Erfüllung geht, zugleich auch, ob dies grade seinen Wünschen entsprechen wird! Indessen beruhigt Euch! Ei, so weint doch nicht! Ich will Euch sagen, wie es ist . . . Ich hätte gute Freunde und Gönner — sagt man? Nun, das San-Officio in Neapel war sackgrob — Aber gut — ich fand immer, die Leute sind geneigter, uns Gehör zu geben, wenn sie grob sind. Leider, leider — kann ich dasselbe nicht vom Ohr und Mund Sr. Majestät, Monsignore Celestino, sagen. Der war artig! Dem mußt' ich

haarklein erzählen, was seit Jahr und Tag hier in diesen Bergen vorgegangen ist! Und wenn ich jetzt so schlummerköpfig nachdenklich bin, so ist es blos, weil ich, aufrichtig gesagt, meine Erzdummheit bereue —! Ich ging auf alle seine Artigkeiten ein. „Gut! Gut! Das freut mich! Um so besser! Und was wünschen die guten Brüder von San-Firmiano?“ Ich Tropf! Das hätt' ich mir doch sagen sollen, daß es mit all diesen Süßigkeiten nur bitter stand —! Wir Brüder haben in San-Firmiano um nichts gebeten, als um was die Hechte bitten, wenn in einem Teiche ihrer zu viel sind. Laßt Euer Licht leuchten vor den Leuten! hat schon unser allerheiligster Erlöser gesagt — und nur deshalb sehnen sich unsere Gefangenen von San-Firmiano in ihre Klöster und Pfarreien zurück, um zu zeigen, daß sie nun aus Wölfen gute Hirten geworden sind. Seht nun, das alles hab' ich in Neapel vorgetragen; aber ich bereue es! Ich hätte lieber von unsern Tugenden schweigen — Ei was! Bei alledem kann ich mich irren! Es ist im Namen unsres heiligsten Erlösers gar nicht unmöglich — wir finden in San-Firmiano fröhliche Gesichter und Euer edler Bruder lacht, wenn er morgen früh — eher rath' ich nicht bei unserm Kloster anzupochen — die Ueberraschung hat: Gelobt sei Jesu Christ! von seiner Schwester zu hören und gar von der Kleinen da — wie heißt sie? Alles heißt hier Marietta . . . Kommt denn von Euch auch nicht einmal Einer — auf andre Namen beim Taufen — zum Exempel Hedwigis —?

Diese Worte waren so gutmüthig, endeten mit einem so elegischweichen Tone, daß Rosalia Matcucci der wohlthuenden Wirkung derselben sich nicht entziehen konnte. Sie sagte: Bei San-Gennaro! Hat denn San-Gio jetzt gar die neue Beleuchtung von Neapel —! Seht, wie hell es da liegt! — Nun lachte sie schon selbst freudiglich.

Scagnarello fand die Aufnahme des Mönches beim Erzbischof

von Neapel ebenfalls keineswegs so bedenklich und im Gegentheil außerordentlich schmeichelhaft. Nun versteh' ich, sagte er, warum die Leute Recht haben, wenn sie sagen, daß sogar Se. Heiligkeit in Rom ein alter Freund und Bekannter von Euch ist und Euch schon in Rußland kannte; denn unser heiliger Vater ist weit herumgekommen, zu Wasser und zu Land. Aber auch mit Recht! Habt Ihr nicht das hochheilige Erbe Petri vom Grizzifalcone befreit? Wußte denn von Euch alles das auch der Erzbischof? Hm! auch vom Kreuz — da überm Neto? Und von Eurem — feurigen Hunde?

Auf den ich Euch manchmal aufbinden möchte! schnitt Hubertus die neugierige Rede ab. Was schlagt Ihr nur so grausam auf Euern armen Pepe! In Spezzano, vor Eurer Abfahrt nach Cosenza, da konntet Ihr ihm gewiß schmeicheln! Da nanntet Ihr ihn gewiß: Pepito! Mein zuckersüßes Brüderchen! Unterwegs aber und gar am Ziel da wird alles vergessen! Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehs und Wort halten muß man jedermann — selbst seinem Maulesel! Ein alter Jäger weiß ich, daß im Wald und auch draußen in der Welt unsere besten Freunde — wie oft — nur unsere Pferde und unsere Hunde sind —!

Hubertus sprach voll Scherz, aber auch voll Wehmuth und hörbaren Anklangs an einen Gegenstand, der ihn rührte — Doch kam er nicht auf den Hund zurück. Im Gegentheil zeigte er Rosalien die sich jetzt ein wenig öffnende Gegend, an deren östlicher und walddunkler Grenze, dicht unter den glänzendsten Sternbildern, eine schwarze Thurmspitze in die Höhe ragte — das Kloster San-Firmiano.

San-Giovanni war erreicht. Ein Bergflecken, wo sich vor Jahrhunderten einige Menschen um einige halbzerstörte Thürme der Normannenzeit angesiedelt und einige hundert Nachkommen hinterlassen haben, die keinen Anblick mehr für Götter bieten. Aber

ein Maler hätte darum doch seine Lust an diesem Städtchen gehabt. Die Thurmmauern ragten von Epheu überwuchert. In riesiger Ausdehnung spazierte der immergrüne Kletterer bis auf die Felsen hernieder und an diesen wieder, wie eine einzige Wiese, entlang bis zu den rauschenden, sich hier vereinigenden Gewässern des Neto und des Arvo. Ein viereckiger Glockenthurm der Kirche war der Mittelpunkt einiger im wirren Durcheinander von den beiden Wildbächen sich aufdachenden sogenannten „Straßen".

Nun erst entdeckte man, warum es scheinen konnte, als wäre in San-Gio die Gasbeleuchtung eingeführt. Schon in einiger Entfernung hörte man die beim Morraspiel üblichen, sonst in San-Gio nie so laut vernommenen Flüche und Verwünschungen. Auch deutsche Laute wurden hörbar. Pechkränze und Bivouakfeuer loderten auf. Auch San-Giovanni war von Soldaten überfüllt.

Hubertus sah das voll äußersten Erstaunens, sprang vom Wagen und eilte auf den Marktplatz.

10.

Der „Torre del Mauro“, eine Locanda, die einer Scheune ähnlich sah, war erreicht. Man fand sie von Soldaten in Beschlag genommen. Ein Leutnant in einer jener überladenen südeuropäischen Uniformen, mit soviel Troddeln und Stickereien, als bei uns keinem Obersten zukommen würden, stand mit der Cigarre im niedrigen rauchgeschwärzten Thor eines von brennenden Spänen erleuchteten Hofraums. Die Bivouakfeuer brannten auf dem Platz vor der Kirche. Dünste von gebratenem Speck, von Zwiebeln, Käse ließen auf einen eben abgehaltenen reichlichen Abendimbiß schließen. Viele der Soldaten, in Mäntel gehüllt, schnarchten schon auf ausgebreitetem Stroh unter freiem Himmel.

Diese fliegenden Corps waren in den letzten Zeiten so oft im Silaswalde gesehen worden, daß sie eigentlich niemanden besonders auffallen durften. Nur Hubertus, schon aufs bedenklichste aufgeregt, sah neues Unheil und Scagnarello, der sich mit San-Gios Einwohnerschaft in lebhafteste Conversation versetzt hatte, schürte jetzt seine Besorgniß — denn Dom Sebastiano von Spezzano hatte allerdings kürzlich gepredigt, San-Gio müßte noch einmal untergehen wie Sodom und Gomorrha.

Den Mönchen wurde von Del Caretto's und Celestino Cocle's Regierung wenig getraut. Ein Schweizeroffizier, welchen Hubertus

in deutscher Sprache um die Ursache dieser Expedition anging, schien zwar vom Laut der Muttersprache freundlich berührt, aber Ordre hatte auch er, nichts verlauten zu lassen. Auf den im verlassenen Pfarrhaus einquartierten Oberoffizier verweisend, mischte er sich unter die andern Offiziere, die sich mit derben Späßen auf Kosten einer Frau unterhielten, die „der schöne Mönch doch wol nicht in sein Kloster entführen, sondern ihnen überlassen würde —“

Hubertus wandte sich einem Hause zu, das hier ein Ziegenhirt ersten Ranges, ein „Rico“, ein Reicher bewohnte. Messer Negrino hieß er; er war ihm besonders befreundet. Leider aber war dieser im Ruf der Ketzerei stehende erste Bürger von San-Gio nicht zu Hause. Mit seiner Heerde war er unterwegs und auch vielleicht auf die Messe von Rossano.

Bald wußte ganz San-Gio, wer mit Scagnarello gekommen war. Schon hatten sich Gruppen von alten Bekannten gebildet, welche die Schwester ihres in San-Firmiano wohnenden ehemaligen Pfarrers sehr wohl erkannten und sich zú Theilnehmern einer Verhandlung über die Frage machten, ob es gerathener wäre, daß Rosalia Mateucci noch mit ihrem Kinde dem Bruder Hubertus folgen und am Eingangsthor des Klosters unter einem Dach, das die Madonna schützte, übernachten oder hübsch in einem Bette zurückbleiben sollte, das ihr der alte, hocherfreut sie begrüßende Meßner ihres Bruders in seinem niedrigen Häuschen anbot. Scagnarello hatte schon den Pepe ausgespannt und mußte ihm die Streu im Freien machen, da den Stall die Soldaten eingenommen hatten. Als weltkundiger Mann hatte er zum Bleiben gerathen. Es schien ihm bereits so, als würde sich ihm morgen Paolo Vigo schwerlich als Rückpassagier anschließen.

Hubertus, vom Hause Negrino's zurückkehrend, verhielt sich bei allen diesen Verhandlungen mit Jung und Alt scheinbar heiter, nahm die jetzt verdrießlich aus der Ruhe gekommene Marietta

auf den Arm, gab Auskunft über seine Reise sowol dem „Sacristano" wie dem „Sindico", dem er einige auf seine Reise übernommene Aufträge ausgerichtet hatte — die Soldaten aber, deren Absichten auch die erste Magistratsperson des Ortes nicht zu deuten wußte, beunruhigten ihn in solchem Grade, daß er von Rosalia Mateucci für heute Abschied nahm und sofort nach San-Firmiano aufbrach, um, wie er versprach, schon beim Mitternachtgebet dem Bruder die frohe Kunde zu bringen und diesem somit Zeit zur Ueberlegung zu lassen, wie er am passendsten seine Schwester empfangen wollte.

Unter den Scherzen der Soldaten, die Hubertus seines Todtenkopfes wegen schon gewohnt war, verließ er den Platz und begab sich in großer Spannung nach seinem Kloster. Der Sindico, der zugleich in San-Giovanni die Post hielt, hatte versichert, daß allerdings seit einigen Tagen amtliche Briefe für den Guardian des Klosters genug angekommen wären. Er fand darin einige Hoffnung. Der Sindico wußte, Hubertus hatte die in San-Firmiano seit Jahren Eingekerkerten in Neapel erlösen wollen. Zöglinge waren sie alle der seltnen Strenge dieses einfachen Mönches, Zöglinge des ihm von Frâ Federigo eingepflanzten leidlich evangelischen und aufgeklärten Geistes geworden. Mit seiner Fürbitte war Hubertus von Cosenza nach Neapel verwiesen worden. Hier hatte er nur die Dominicaner verdrießlich und unfreundlich, alle andern Behörden gütig und wieder ganz erfüllt von der ihm persönlich immer gewährten Nachsicht gefunden. Hubertus wurde von Rom protegirt. Seit Jahren hatte man ihm gestattet, in Firmiano zu leben; sogar die Untersuchung über den Tod eines Genossen des Boccheciampo war ihm erlassen worden; man gestattete ihm all die Freiheiten, ohne welche sein unruhiges Temperament nicht leben zu können schien. Der Sindico konnte nicht genug schildern, wie ihm die ange-

kommenen Briefe schon von Außen betrachtet so inhaltreich und bedeutsam erschienen wären.

Hubertus verließ San-Gio. Einsam ging er den dunkeln Weg. Seine aufgeregte Phantasie brachte diese Soldaten mit seiner Reise in Verbindung. Der Erzbischof von Neapel hatte an ihn eine Menge Fragen gerichtet — vorzugsweise über Frà Federigo. Dem hohen Herrn war alles bekannt, was diesen Einsiedler betraf, der deutsche Ursprung desselben, seine Flucht aus einem piemontesischen Thal, seine dortige Förderung ketzerischer Bestrebungen, seine Gefangenschaft unter den Genossen Grizzifalcone's, dann Hubertus' muthige Befreiung desselben. Daß Frà Federigo noch lebte, wußte der Erzbischof nicht minder, ja er beschrieb mit genauester Ortskenntniß ein von Bergen umschlossenes enges Thal im Silaswalde, wo jener Flüchtling, unter den sogenannten Bluteichen, seit vielen Jahren einsiedlerisch lebte. „Bluteichen" hießen jene uralten Stämme aus den Tagen, wo auch in Calabrien für die evangelische Lehre Blutströme genug geflossen waren und Scheiterhaufen loderten. Paolo Vigo war infolge einer Bekanntschaft mit Frà Federigo in seinen Kanzelreden verdächtig und dem Kloster Firmiano zur Correction übergeben worden. Allen diesen Verhältnissen hatte der Erzbischof seine volle Aufmerksamkeit geschenkt. Er wußte, daß Cosenzas Kirchenfürst vom Guardian zu San-Firmiano Bericht über Bericht über die Umwandlung erhielt, die mit den unter seine Obhut gegebenen Spielern, Fluchern, Gotteslästerern vor sich gegangen war und dennoch gab er auf die Frage, ob nicht endlich die jetzt so anerkennenswerthen Bewohner des Klosters in ihre Aemter zurückkehren durften, keine entscheidende Antwort.

Bruder Hubertus hatte in San-Giovanni einige Stärkung zu sich genommen. Der alte Franz Bosbeck, der sich noch in hohem Alter einer ungebrochenen Kraft rühmen zu können gehofft

hatte, war er nicht mehr. Die lange Kette seiner Lebenserfahrungen war zu drückend und schwer geworden.

Schon war es über zehn Uhr — nach italienischem Zifferblatt die dritte Stunde — schon mußten seine Klostergenossen schlafen — wecken wollte er niemand, da ohnehin alle die Matutin in den nächsten zwei Stunden wach rief. So unterbrach er sein Steigen auf dem schmalen Felsenpfade und setzte sich auf einen verwitterten, mit Moosflechten überzogenen Stein, traurig hinausblickend in die grüne Wildniß, in die stille Mondnacht, in die rauschenden Wasserstürze am Abhang des Felsens — hinaus in jene noch entlegenere Einsamkeit, wo ein deutscher Schwärmer seit länger als zehn Jahren unter Büchern, Schriften und ländlichen Beschäftigungen sich vergraben hatte.

Alles Nächste rundum und in der Ferne war grabesstill — auch San-Giovanni, das zum Handausstrecken nahe vor ihm liegen geblieben, ob er gleich von ihm schon um eine Stunde Weges entfernt war. Die Schwester Paolo Vigo's wiedergesehen zu haben, die Erwähnung des „feurigen Hundes", der Anblick des Kreuzes über dem Neto — alles das hatte die alten Erinnerungen seines Lebens mächtig geweckt. Welche Reihe von Schicksalen konnte er nach der Reihe der Jahre überblicken —! Seine Jugend verlebt unter Räubern — Die einsame Mühle eines Diebshehlers — Die Gefangennahme der Picard'schen Bande — Das Hochgericht — Die Meeresfahrt des holländischen Rekruten — Java mit seinen farbigen Menschen, Palmen, Löwen, Schlangenbeschwörern — Wieder dann Europa — Deutschland, zur Zeit Napoleon's — Schloß Neuhof mit seinen grünen Wäldern — der grimme Wittekind — Hedwig, seine geopferte Liebe — Brigitte von Gülpen's Betrug — Die Flucht in ein schützendes Kloster — die Verwilderung der dortigen geistlichen Zucht — sein treuer Beistand in Abt Henricus — seine Reisen — seine That am melancholischen Bruder

Fulgentius, den seine Hand vom Riegel nicht losschnitt, wo er sich erhängt hatte — die Begegnung mit Hammaker, einem hochgebildeten Mann, der dennoch ein Mörder werden konnte — mit Klingsohr — mit Lucinden — die Flucht in den blitzgespaltenen Eichbaum — die Flucht nach Italien — die Gefangenschaft auf San-Pietro in Montorio — die Nacht auf Villa Rucca — Pasqualetto's Tod — dann seine Reise, um den Bischof von Macerata und den Pilger von Loretto zu entdecken — Wie führte ihn schon allein die Erwähnung des treuen „Sultan", der durch Paolo Vigo, den Pfarrer von San-Giovanni, ein so trauriges Ende nehmen sollte, so lebhaft in die Tage zurück, wo Italiens Reiz dem „christlichen Schamanen", wie Klingsohr ihn genannt, die alte Abenteuerlust geweckt hatte —!

Als damals Hubertus, entlassen und abgesandt vom Fürsten Rucca, vom Cardinal Ceccone, von Lucinden und vom frommen Mönch Ambrosi, dem bischöflichen Kapitel von Macerata gerathen hatte, seine wunderthätige Madonna zu verbergen, hatte er sich die Bevölkerung der nördlichen Felsenküste des Kirchenstaats zu Bundesgenossen für die Ausführung der Befreiung des Bischofs gemacht. Durch die Volkswuth über die fehlende Madonna geängstigt, lieferten die Anhänger Grizzifalcone's den Bischof ohne Lösegeld aus. Ueber den Pilger von Loretto jedoch hatte Hubertus vergebens gesucht, irgendetwas in Erfahrung zu bringen. Schon konnte sich Verdacht regen, daß wol gar der gespenstische fremde Mönch, der, ohne sich deutlich ausdrücken zu können, bettelnd bald hier bald dort auftauchte, selbst der Mörder des Grizzifalcone sein mochte. Hubertus mied die ausgestellten Wachen der Schmuggler, mied die Gensdarmen, denen er schwerlich, infolge der Rucca'schen Drohungen, eine willkommene Erscheinung sein konnte, und quartierte sich auf einer Strecke von zehn Miglien bald bei Fischern und Zöllnern an der Küste ein, bald,

indem er sich landeinwärts wagte, in Klöstern oder bei einsamen Häuslern.

Vorausgeeilt war er der Kunde, daß Grizzifalcone in Rom von der Hand eines Mönchs gefallen war. Er vernahm diese so nahe ihn selbst betreffende Erzählung zuerst im Kreise von zechenden und ihre Beute theilenden Schmugglern. An der Art, wie sie ihre Dolche schwangen und ihm Rache schwuren, erkannte er seine Gefahr. Von den vielen Wohnungen, welche der Räuberhauptmann innezuhaben pflegte, hatte er eine nach der andern durchspäht und nichts konnte er in ihnen von einem Gefangenen entdecken.

Da schloß sich ihm eines Morgens ein Hund an, der, von langer Wegwanderung so hinfällig wie er selbst, ihm zur Seite schlich, anfangs ihm einen unheimlichen Eindruck machte, dem er ausweichen mußte, der aber dann immer mehr sein Mitleid erregte. Mit dem Wenigen, das er selbst noch an Eßwaaren bei sich trug, erquickte er das verhungerte Thier. Der Hund umschnupperte ihn, wie einen alten Bekannten. Auffallend war ihm der stete Trieb des Thiers, zum Meeresstrand zu gelangen. Schon war vorgekommen, daß gegenüber kleinen Eilanden, die vom Felsenufer abgerissen aus dem Meeresspiegel aufragten, sein Begleiter ins Wasser sprang, hinüber zu schwimmen versuchte und vom mächtigen Wogendrang zurückgeworfen, winselnd wieder hin zu seinen Füßen kroch. Hubertus war ein zu guter Jäger, um sich nicht zu sagen: Dem Thier muß irgendeine große Sehnsucht inne wohnen, wofür ihm nur die Sprache fehlt —!

Jener Felseneilande gab es hie und da noch größere. Sie schienen bewohnt; wenigstens wurden sie dann und wann, besonders im Abenddunkel, von Nachen umfahren. An einem der schroffsten, zu welchem ohne Zweifel eine schützende Bucht gehörte, die sich, da sie dem Meere zulag, dem Auge entzog, entdeckte Hubertus

die Segel eines schon leidlich großen Schiffes. Das Benehmen des Hundes, das Spitzen seines Ohrs, sein heiseres unterdrücktes Bellen erschien ihm immer auffallender. Schon nahm Hubertus an, das treue Thier hätte vielleicht dem Pasqualetto gehört und suchte zu den nächsten Verbündeten des Räubers zurückzukommen. Der Hund konnte dann vollends sein Verderben sein.

Seine Erkundigungen machten ihm inzwischen immer mehr und mehr wahrscheinlich, daß jene wie ein riesiger Felsenzahn aus dem Meer aufragende Klippe bei alledem die Stelle war, die er suchte. Eine unruhige, über Entschlüsse brütende Nacht verbrachte er auf dem Steingeröll am felsigen Ufer. Hubertus setzte sich der Gefahr aus, vom Anwachsen der Flut verschlungen zu werden. Ueber ihm ragten die starren Häupter der Küste, umflattert von aufgeschreckten Seegeiern. Zuweilen ließen sich von oben die Stimmen dort hantierender Menschen vernehmen. Um Mitternacht tauchten auf dem Wasserspiegel Segel auf. Deutlich sah Hubertus, wie nur immer und immer drüben die eine Klippe gesucht wurde. Schon richtete sein bei Nacht doppelt wachsamer Hund Auge und Ohr mit starrem Verlangen hinüber.

Plötzlich hörte Hubertus in der Nähe des Ufers ein Rauschen. Er erhob sich von seinem Versteck am Fuß des feuchten Felsens, den nur zu bald wieder die herantretende Flut bespülen konnte, hielt dem Hund, um durch sein Bellen nicht verrathen zu werden, die Lefzen fest zusammen und lauschte, ob es eine Barke war, die so am Kieselsande die Felsenküste entlang anschlug und demnach vom Wellenschlag mehr hin- und hergeworfen, als sicher getragen wurde.

Von einem Seetanglager aus, auf welchem Hubertus ruhte, kroch er vorwärts und entdeckte einen Kahn, den ein einziger Ruderer mit größter Anstrengung führte. Ein Moment und Hubertus rief sogleich in seiner humoristischen Zutraulichkeit: Heda, seid Ihr's denn —? Endlich! Endlich!

Ja, Tonello! lautete die Antwort. Sind die Kisten herunter?

Die Kisten herunter —? dachte Hubertus — Sie lassen also oben an Stricken die Schmuggelwaaren herunter, die dann zu Wasser am Ufer entlang weiter geführt werden sollen —? Rasch hatte er seine Kutte ausgezogen, sie wie einen Mantelsack zusammengerollt, auch die Sandalen von den Füßen geschnallt, alles, um nicht auf den ersten Blick als Mönch erkannt zu werden. Ebenso schnell nahm er die volle Sprache eines Holländers an. Da er der Tonello nicht sein konnte, wollte er sich wenigstens für einen mit Tonello im Einvernehmen stehenden fremden Matrosen geben.

Inzwischen war die Barke ganz um den Felsenvorsprung herumgekommen. Ihr Führer war ein junger Bursche. Nicht wenig erstaunte er, hier statt des Tonello einen halbnackten Menschen zu finden, der sich ihm durch unverständliche Reden, jedoch durch desto deutlichere Geberden, vorzugsweise durch ein Zeigen bald aufs Meer, bald auf seinen Hals, dem gewiß die Schlinge drohe, als einen Ausreißer von seinem Schiffe zu erkennen gab, der mit den oben vorausgesetzten Helfershelfern im Einvernehmen stand. Ohne weiteres deutete Hubertus an, der Schiffer möchte ihn ja in seine Barke aufnehmen und auf den Felsen hinüberfahren, wohin schon lange die andern, so sprach mit unwiderstehlicher Beredsamkeit sein Mienenspiel, voraus wären.

Durch sein Fragen bestimmte der Bursche schon immer selbst die Antworten, welche Hubertus geben konnte und bald war die Barke dem Ufer so nahe, daß sein Hund nur einen Satz brauchte, um hinüberzuspringen. Hubertus folgte, ergriff noch ein zweites Ruder, das am Boden lag, und deutete auf den Felsen, dem zusteuern zu sollen der Bursche unausgesetzt in einer kauderwelschen Sprache von ihm bedeutet wurde. Die Genossen hier am Meer gehörten allen Nationen an; vorzugsweise fehlten flüchtige Ma=

trosen von Dalmatiens Küste nicht, deren Sprache vielleicht nach des Knaben Meinung es war, die der halbnackte Mensch mit dem grinsenden Todtengesicht sprach. Hubertus hatte seine Kutte mit seiner weißen Schnur umwickelt.

Je mehr er durcheinander sprach, desto sichrer wurde der Knabe und noch sichrer mußte ihn das Benehmen des Hundes machen, der mit vorgestreckter Schnauze und aufgereckten Ohren wie auf dem Sprunge stand — keinen Muskel rührte, das Auge unverwandt nur dem Felsen zugerichtet. Die glückliche Erwartung des Thiers verrieth sich dann und wann durch ein leises kurzes Bellen.

Die Fahrt dauerte länger, als sich Hubertus vorgestellt hatte. Das Meer lag durchaus ruhig und doch ging bis zum Landen mehr als eine Stunde hin.

Die wunderlichsten Bewegungen, die Sprünge und das kurze Bellen des Hundes mehrten sich. Kaum war der Nachen an einem zum Landen geeigneten Vorsprung des Ufers angekommen, so war auch Hubertus nicht mehr im Stande, dem Knaben Auskunft zu geben; denn sein Hund sprang wie der Blitz aus dem Nachen und im Zanken darüber, im Begehren, den Flüchtling festzuhalten, konnte ihm Hubertus nacheilen ohne damit aufzufallen. Satz über Satz ging es vorwärts, als wäre der Hund auf der Insel zu Hause. Kaum noch konnte Hubertus folgen.

Nun mußt' er wol in allem Ernst besorgen, der Hund möchte den Räubern gehören, deren Anwesenheit ihm jetzt aus Tonnen, Waarenballen, großen runden Flaschen, wie sie auf Schiffen gebraucht werden, unzweifelhaft wurde. Erkannte man ihn, so hatte seine letzte Stunde geschlagen.

Alles blieb still. Die Waaren lagen aufgespeichert unter den Wölbungen hoher Felsgesteine, verborgen von wildwucherndem Strauchwerk. Manche dieser Wölbungen waren tiefgehende Höhlen.

Der hellste Mondschein ließ alles deutlich erkennen. Im Schneckengang wand sich der oft schlüpfrige und unterm Fuß zerbröckelnde Felsenpfad hinauf, bis endlich ein lautes Bellen des Thieres anzeigte, daß seine Anstrengungen belohnt waren. Hubertus folgte und sah, wie der Hund an einem Holzgatter kratzte, das einen mannshohen Felsenspalt verschloß. Offenbar war dieser hinterwärts sich erweiternde Raum eine menschliche Wohnung. Hell schien an einer andern Seite, der See zu, durch einen kleinern Spalt das Licht des Mondes.

Kaum hatte Hubertus, den Hund beschwichtigend, die Pforte des Gitters ergriffen und sie geschlossen gefunden, kaum einige Geräthschaften wie Tische, Sessel unterscheiden können, so beschien auch vom jenseitigen, zum Meer hinausgehenden Spalt aus der Mond eine auf einem Lager am Boden ausgestreckte menschliche Gestalt.

Die Freude, die Aufregung des Hundes war nicht mehr zu bändigen. Hubertus schwebte zwischen Leben und Tod. Gleichviel ob dort der Pilger, der Gefangene Pasqualetto's, lag oder ein Angehöriger der Räuber, sein Leben hing an einem Haar. Er packte den Hund und erstickte ihn fast durch ein Zusammenwürgen seiner Kehle.

Der Schläfer auf dem Lager erhob sich indessen. Hubertus sah einen Kopf, den ein langer weißer Bart umflutete. Es war nicht möglich, die Gesichtszüge zu erkennen. Die Gestalt erhob sich allmählich. Der Mondstrahl der jenseitigen Felsöffnung beleuchtete sie. Der Mann kam langsam näher und mit einer Hubertus nicht unbekannten Stimme hörte er auf italienisch: Was ist dein Begehr? — Weißt du nicht, daß der Eingang am andern Gitter ist —?

Jetzt unterbrach sich aber der Gefangene schon selbst. Er erkannte den Hund und sank zu diesem nieder. Machtlos streckte er durch das Gitter die Hände nach ihm aus.

Hubertus ließ jetzt die Kehle des Thieres frei und sagte in deutscher Sprache: Mann! Mann! Du bist es! Gott gelobt! Ich komme, dich zu befreien! Erhebe dich! Auf! Auf! Verweilen bringt Gefahr —!

Noch hatte Frà Federigo, der Pilger, den Hubertus sofort von ihrer gemeinschaftlichen Wanderung durch Italien erkannte, nicht die Sprache gewonnen; er sah nur auf seinen Hund. Aus Piemont bis hieher war ihm das treue Thier gefolgt! Hubertus konnte nun dem Thier nicht mehr wehren; durch lautes Bellen gab es seine Freude kund. Aber ohne Zweifel gab es auf dem einsamen Felsen Schläfer, die geweckt werden konnten. Auch Federigo erhob sich jetzt von seinem Niederknieen, hielt seine Hände durchs Gitter, zog den sich aufbäumenden Sultan zärtlich an sich und suchte ihn zu beruhigen.

Inzwischen entdeckte Hubertus die Stelle, wo ein Eingang hinter dem Felsen an der Meeresseite lag. Er entdeckte zugleich ein Bret, das von den Räubern aufgelegt und wieder weggenommen werden konnte und das den Zugang zur Höhle bildete. Das Bret stand an die Felsenwand gelehnt und mußte über eine Spalte gelegt werden, unter welcher der tiefste Abgrund gähnte. Hubertus hatte Mühe, den Hund zurückzuhalten; dieser machte Miene, über die Kluft hinwegzuspringen.

Glücklicherweise schwieg jetzt Sultan und winselte nur vor Begier, über die furchtbare Lücke hinüber zu kommen. Hubertus legte sorgfältig das Bret auf und konnte nunmehr auf eine andere Kante des Felsens gelangen, wo sich's bequem bis zu jener dem Meer zu gelegenen Oeffnung gehen ließ, die in halber Manneshöhe den Eingang bildete.

Da fand denn Hubertus seinen Reisegefährten, den Pilger von Loretto. Er fand den greisen, einem Schatten ähnlichen Bewohner dieses grausamen Behälters, eines Nestes für Raub-

vögel — fand ihn in den Umarmungen seines Thieres, die Augen voll Thränen und sprachlos vor Bewunderung und Freude.

Zu Verständigungen war keine Zeit gegeben. Hubertus, gleichfalls vom Pilger sofort als der Gefährte jenes deutschen Mönches Klingsohr erkannt, drängte zu sofortiger Flucht. Laßt mich hier sterben! sprach Federigo. Doch Hubertus zog ihn an die Oeffnung und deutete auf Stimmen, die ihm am Fuß des Felsens vernehmbar schienen. Es ist die Welle, die brandet! sagte Federigo und tastete schon unwillkürlich nach seinem Pilgerkleide, raffte einige Wäsche zusammen und suchte seinen Stab.

Ich bringe Euch nach Rom! sprach Hubertus. Mich schicken Eure Befreier! Wer weiß, ob diese Bösewichter, wenn ich auch den Kahn gewinne und allein entfliehen wollte, Euch nicht inzwischen an einen andern Ort führen, falls ich auch morgen mit der Küstenwache hier einträfe und Euch abholen wollte. Kommt lieber sogleich! Ihr habt Recht, nur die Brandung ist's! Wohlan — Zu gutem Heil —!

Hubertus half dem Greise zusammenraffen, was um ihn her ausgebreitet lag und nur irgend rasch zu erfassen war. Selbst die Decken, auf denen er schlief, bürdete er sich auf; die Papiere, auf welche ihn Fürst Rucca so ausdrücklich verwiesen hatte, ballte er zusammen. Der Hund hüpfte und tänzelte nur um beide herum und schon waren sie zur Oeffnung hinaus, schon schwankte Federigo auf dem schmalen Stege über die grausige Tiefe — schon rafften sie die andern Sachen zusammen, die sie ans Gitter der größeren Oeffnung geworfen hatten, schon schickten sie sich an, in eilendem Schritt den Felsenpfad hinunter zu entfliehen und das Ufer und den Nachen zu gewinnen.

Das kluge Thier, gleichsam als merkte es die Vorsicht, die hier zu üben war, begleitete sein Laufen und Wiederlaufen, sein Springen und Schmeicheln nur mit einem leisen freudigen Winseln.

Aber dennoch war es auf dem Eilande lebendig geworden. Federigo hielt inne. Lichter schwankten unterwärts am Gestade auf und nieder, Fackeln leuchteten auf, Laternen. Durch einen Spalt des immer noch schroffen Gesteins sah Hubertus, daß der Knabe den Nachen verlassen hatte und wahrscheinlich zum Lager der Räuber gegangen war und diese geweckt hatte. Vorwärts! Vorwärts! trieb er den Befreiten an. Dieser folgte und sprach dabei besorgt den Namen Grizzifalcone's aus.

Wißt Ihr denn nicht, daß Euer Peiniger todt ist? flüsterte Hubertus. Er ist todt — seit acht Tagen — wiederholte er dem Staunenden und setzte hinzu: Und ich bin es selbst gewesen, der ihn erlegt hat!

Unglücklicher! rief Federigo voll Entsetzen über diese Tollkühnheit und die mögliche Rache seiner Genossen. Er hielt aufs neue seine Schritte inne. Nun aber war der Weg schon zu schroff, als daß sich noch sein Fuß selbst regieren konnte; er mußte vorwärts wider Willen.

Indessen wuchs der Lärm an den Stellen, wo man Licht bemerkt hatte. Nur noch hundert Schritte waren die Fliehenden entfernt vom Nachen; dennoch konnte der kurze Weg den Tod bringen. Die Gefahr wuchs, als Sultan die Herbeieilenden bemerkte, wüthend zu bellen anfing und sich zum Angriff rüstete. Schon sprang er einigen Männern entgegen, die sich mit Pistolen und Flinten, halbnackt und schlaftrunken, von einem Felsenvorsprung her näherten.

Indessen hatte Hubertus den Nachen gewonnen und den ermatteten Federigo mit Gewalt vom Ufer zu sich herübergezogen. Sultan! Sultan! riefen beide im schaukelnden Kahne, den Hubertus schon losband. Da blitzte Pulver von den Feuerröhren der Ankommenden auf, Schüsse fielen, Kugeln sausten. Darüber flog der Nachen vom Ufer. Sultan, der nachsprang und von

Federigo's ausgestreckten Armen nachgezogen werden sollte, sank unter, getroffen von einer Kugel, die seinem Herrn gegolten hatte. Von der unruhigen Brandung geschleudert flog der Nachen machtlos in die Weite. Das treue Thier blieb auf dem Meeresgrund oder in der Gewalt der Verfolger zurück. Mit einem Schmerz, der sich in lauten Jammertönen kund gab, brach Federigo auf dem Boden des Fahrzeugs zusammen.

Ja — dieser wunderbaren Nacht mit ihrem Gefolge von Freude und herzzerreißendem Leid mußte jetzt Hubertus gedenken auf dem stillsten Orte der Welt, in diesem einsamen Gebirgsthal Calabriens, ruhend auf einem Stein, um den selbst die Eidechsen und Käfer jetzt Nachtruhe hielten. Bilder des Kampfes, Bilder neuer Gefahren traten vor sein erregtes Gemüth. Eine Ahnung, die mit dem von Neapel hinweggenommenen Eindruck der Falschheit zusammenhing, sagte dem schlichten Mann, der alles, nur kein Menschenkenner war: Wenn sich Federigo's ruheloses Leben erneuerte! Wenn der hochbetagte Greis in seinem düstern Waldesdunkel nicht länger sicher bliebe!

Seit jener Flucht vom Felseneiland bei Ascoli waren fast zwölf Jahre vergangen. Doch traten gerade heute alle Einzelheiten derselben vor die Seele des einsamen, hier wie am Grabe der Natur wachenden Wanderers. Er gedachte, wie damals der erste Schmerz um den Verlust des wie man glauben mußte todten Thieres alles andere überwog — wie die Flüchtlinge sich hatten vorstellen müssen, wie oft der brave Sultan gefangen gewesen sein mußte, um ein Jahr zu brauchen, die Spur seines Herrn von Piemont bis zur Mark Ancona wiederzufinden —! Und am Ziel seines edlen Naturtriebes mußte das treue Thier dennoch zusammenbrechen —!

Aber Hubertus gedachte nun auch, wie damals mit dem anbrechenden Tage die Sorge wuchs und ihre Kräfte nicht mehr

ausreichten, den Nachen zu regieren — wie der Nachen ans Ufer getrieben wurde und die Landung neue Gefahren brachte, da Federigo dem Vorschlag, sich den Grenzbeamten zu überliefern und nach Rom zu fliehen, aufs allerentschiedenste widersprach, immer und immer als das Ziel seiner vor dreiviertel Jahren unterbrochenen Pilgerschaft nach Loretto, das er sich nur der Merkwürdigkeit und des allgemeinen Pilgerstromes wegen hatte ansehen wollen, nur den Silaswald in Calabrien bezeichnend. Wie erbebte noch jetzt des guten Bruders Theilnahme unter der Erinnerung an die seltsamen Gründe, die Federigo damals für diese Reise angab und die Hubertus schwerlich sämmtlich erfahren hatte.

Die von Ceccone geleiteten Fäden der Verlockung der Bandiera in einen Aufstand der Räuber hatten ebenso in Federigo's Händen gelegen, wie die jener Mittel, durch welche sich Grizzifalcone die Erkenntlichkeit des Fürsten Rucca erwerben wollte. Jene Listen, die er dem Räuber hatte schreiben müssen, besaß er — er warf sie zu Hubertus' Erstaunen zerrissen ins Meer. Lebhafter war Federigo's Drang, die Insurgenten in Korfu zu warnen. Federigo hoffte irgendwo eine Post anzutreffen, um einen Brief nach Korfu an die ihm wohlbekannten Adressen der Emigration schicken zu können. Dies that er dann. Um die Landung in Porto d'Ascoli zu hintertreiben, um vor den Namen zu warnen, die bisher nach Korfu gleichsam als Einverstandene und zur Invasion Ermunternde geschrieben hatten, ergriff er die erste Gelegenheit, einige Zeilen aufzusetzen. Hubertus erfuhr, daß der Gefangene in jener Höhle Briefe, deren Zusammenhang und Bestimmung er nicht kannte, anfangs harmlos geschrieben. Als er die Absichten ahnte, die ihm die unheimlichsten schienen, zwangen ihm nur noch die furchtbarsten Qualen und Drohungen der von Cardinal Ceccone gedungenen Räuber die Feder in die Hand.

Eine Folge der, des unsichern Postganges wegen, mehrfach aufgesetzten, aber in Korfu richtig angekommenen Briefe war dann in der That die Landung der Bandiera in Calabrien. In jenem Briefe Attilio's, von welchem sich damals in Bertinazzi's Loge Benno so mächtig hatte aufregen lassen, waren diese Mittheilungen Federigo's sämmtlich wiedergegeben worden.

Langsam kamen der Gerettete und Hubertus, der sich von seinem neuen Freunde nicht zu trennen vermochte, durch die Abhänge des Monte Sasso und durch die Abruzzen. Endlich erreichten sie jenen alten Wald, in welchem Federigo seine Tage zu beschließen willens war. Die religiösen Gespräche des Pilgers, seine genaue Bekanntschaft mit jenem deutschen Landstrich, wo Hubertus soviel Freude und Leid erfahren, des Pilgers Bekanntschaft mit soviel Personen, die in die schmerzlichsten Schicksale seines Lebens verwickelt waren, fesselten ihn in dem Grade an den deutschen greisen Sonderling, daß er sich nicht mehr von ihm zu trennen vermochte. Durch ihn ließ er dann an Lucinde nach Rom schreiben, bat sie, seinen Aufenthalt vorläufig noch dem Cardinal und dem Fürsten Rucca zu verschweigen, fügte aber hinzu, sie möchte ihm insgeheim von seinem General die Erlaubniß erwirken, in San-Firmiano bleiben zu dürfen, einem Franciscanerkloster, das glücklicherweise in der Nähe des Ortes lag, wo sich Federigo seine Hütte gebaut. Sein früherer Pflegling, Pater Sebastus, war genesen und hatte eine seinen Wünschen entsprechende Stellung gefunden. Alles, was er wünschte, vermittelte Lucinde und seine Bitte wurde gewährt.

Durch eine wunderbare Fügung des Zufalls traf es sich auch, daß gerade dies plötzliche Verschlagenwerden nach dem Süden Italiens zugleich die Anknüpfungen an eine so lange von Hubertus verfolgte Absicht bot, sein von Brigitte von Gülpen ererbtes Vermögen dem verhaßten Kloster Himmelpfort zu entziehen

und zweien Personen zuzuwenden, die ihm seine von Gott ihm auf die Seele gebundenen Kinder schienen, da sie einst in seinen Armen gerettet blieben bei jenem verzweifelten Sprung aus der Höhe eines brennenden Hauses in Holland.

Einer derselben hatte seine Güte nicht verdient. Und dennoch hatte wiederum Jean Picard, damals Dionysius Schneid genannt, aus dem Brand von Westerhof von ihm gerettet werden müssen —! Anderthalb Jahre war es damals her, daß Löb Seligmann am Eingang zur Kirche des Klosters Himmelpfort jenes furchtbare Krachen gehört und im Todtengewölbe Licht gesehen hatte. Damals benutzte Hubertus die gerade noch im Bau begriffene Begräbnißstätte des Kronsyndikus, um den muthmaßlichen Brandstifter im Todtengewölbe der Kirche zu verbergen. Die mächtige Marmorplatte, auf welche eben noch Namen und Würden des Geschiedenen gemeißelt werden sollten, ließ er oberhalb der Grube, in die sein damals noch unwiderstehlicher Arm den Verwundeten über die hinunterführende Leiter trug, plötzlich niedersinken. Für einige Augenblicke machte er dann Licht und bereitete unter den Särgen dem Kranken ein Lager. Seine Drohungen mußte Jean Picard aus einem so entschlossenen Munde für Ernst nehmen. Drei Tage und drei Nächte verpflegte ihn Hubertus, ohne in den Verstockten zu dringen, daß er seine auf Westerhof vollführte That eingestehen sollte. Als er dann aber doch dringlicher forschte und nichts als hartnäckige Ableugnung fand, bestimmte ihn sein Interesse für Terschka, seine Sorge für den auf seiner Zelle und unter des Pater Maurus' Zucht verzweifelnden Klingsohr, diese Last sich je eher je lieber abzuschütteln. Lucinden hatte er nicht minder das Wort gegeben, ihn nicht zu verrathen. Auch vertraute er zuletzt dem Ton der Verstellung, die von einer dumpfen Bigotterie, die in Picard lebte, unterstützt wurde, nahm von ihm das Gelöbniß der Besserung entgegen, ließ den gegen religiöse

Eindrücke nicht durchaus Verschlossenen bei einem der auf den Gräbern angebrachten Kreuze schwören und das Versprechen geben, daß der Zögling der Galeeren nach Amerika auswandern und dort mit Hülfe der großen Summe, die er ihm für diesen Fall bestimmt hatte, ein neues Leben beginnen sollte. Diese Summe, vor kurzem erst erhoben, trug Hubertus in Papieren bei sich. Die Ueberraschung und Geldgier des Räubers nahm die Form einer Dankbarkeit an, die vollkommen aufrichtig schien. Picard vermaß sich hoch und theuer, an den Ufern irgendeines der Ströme Amerikas Grundbesitz kaufen und sein Leben hinfort nur noch der Reue und Arbeit widmen zu wollen. Nach noch einigen Tagen, während ihn Hubertus unter den Särgen verborgen hielt und verpflegte, brachte er ihn mit größter Behutsamkeit auf den Weg nach Bremen.

Picard ging, wie wir wissen, über London und gerieth wieder in seine gewohnte Gesellschaft. Er verthat die für England nicht zu große Summe in kurzer Zeit. Ohne Mittel, fiel er in seine frühern Gewohnheiten zurück. Die französische Sprache, deren er mächtig war und die ihm anfänglich so reich zu Gebote stehenden Summen hatten ihn in Verbindungen gebracht, die über die Sphäre weit hinausgingen, auf welche seine rohe Bildung angewiesen war. So war es möglich geworden, daß er Terschka begegnete, den er von Westerhof her kannte. Ohne sich ihm als Dionysius Schneid zu erkennen zu geben — seine kunstreichen Perrüken sind uns vom Finkenhof her bekannt — knüpfte er an die ihm von Hubertus ausgesprochenen Vermuthungen über Terschka's Person an, erinnerte an ihre gemeinschaftlich bei einem Müller, später bei einem Scharfrichter verlebte Jugend und hatte, da sich Terschka, trotz der lockenden Aufforderung, die sein Jugendgespiele an ihn richtete, er sollte sich auch getrost seinerseits die auch ihm bestimmte Summe vom alten Kameraden

Franz Bosbeck, dem jetzigen närrischen Mönche Hubertus kommen lassen, befremdet und höchst entrüstet zeigte und diese Reden zurückwies, die Frechheit, Terschka's Rock- und Hemdärmel aufzureißen und ihm das holländische Brandmal der Verbrecher auf seinem Arm zu zeigen. Terschka, nun zum Schweigen verurtheilt, kämpfte mit sich, was er thun sollte. Hubertus war nach Italien gegangen; eine Correspondenz mit dem in Rom auf San-Pietro in Montorio Gefangenen war nicht möglich, ohne sein Geheimniß noch mehr zu compromittiren; die große Summe reizte indeß — für ihn bestimmt war sie in Witoborn niedergelegt. Terschka mußte sie zu bekommen suchen.

Einstweilen suchte sich Terschka Picard's selbst zu entledigen. Die Reihen der Emigrationen waren von je gemischt. Mit dem Schein des politischen Flüchtlings umgibt sich der betrügerische und flüchtige Bankrottirer, der falsche Spieler, der Spion. Unter den verbannten Karlisten und Sicilianern gab es Charaktere, für deren erste Lebensanfänge niemand gutsagen konnte. Nicht nur Ceccone's Intrigue, die Intrigue der meisten Regierungen ging in England dahin, irgendwie in das innere Getriebe der Conspirationen einzutreten. Zu Horchern und Provocatoren geben sich reine Charaktere nicht her — so mußten sich denn den oft phantastischen und der Welt unkundigen Edelgesinnten Betrüger zugesellen. Das große Weltgewühl erschwert die gegenseitigen Prüfungen. Picard, der seit Jahren schon verschiedene Namen geführt und in den abwechselndsten Lagen gelebt hatte, schloß sich den für Malta und Korfu geworbenen entschlossenen Revolutionären an. Bocheciampo, ein ehemaliger sicilianischer Bravo, ging wie jeder andere Flüchtling unter einer Mehrzahl unbescholtener und den reinsten Ueberzeugungen lebender Männer mit. Diesem schloß sich Picard an. Mit goldenen Ringen, mit Uhrketten überladen, nannte er sich einen Belgier van der Meulen. Boche-

ciampo leitete jene Intrigue des Cardinals Ceccone, der zufolge mit den römischen Invasionen der Flüchtlinge, um sie zu compromittiren, die Räuberelemente der Mark Ancona und der Abruzzen verbunden werden sollten. Van der Meulen reiste mit Bocchecciampo über Gibraltar und Malta nach Korfu. Hier musterten die Bandiera ihr Fähnlein und beurtheilten es im besten Vertrauen auf die Bürgschaft der londoner Absender. Schon sollte ein von ihnen gemiethetes und commandirtes Schiff nach Porto d'Ascoli in See stechen, als die Briefe des von Hubertus befreiten Federigo ankamen und die Insurgenten vor einer ihnen gelegten Falle warnten. So spielte sich der Schauplatz der demnach schon im Keim hoffnungslosen Unternehmung auf eine andere Stelle Italiens, wo eine gleichzeitige Erhebung Siciliens in Aussicht gestellt wurde.

Hier offenbarten sich die schlechten Elemente, die sich unter den Insurgenten befanden.*) Mit der dreifarbigen Fahne marschirten die Verschworenen, die in Punta d'Allice gelandet waren, über Rossano auf Salerno zu, wo gleichfalls eine Erhebung angesagt war. Aber im Gegentheil; vorbereitet fand man überall nur den Widerstand; sämmtliche Bürgergarden waren einberufen. Wuchs auch der Haufen der Insurgenten von Ort zu Ort, so konnte er doch die erste Begegnung mit regulären Truppen nicht aushalten. Die Trümmer des zersprengten Corps suchten Schutz auf dem hohen Kamm der Apenninen.

Hier irrten sie bis auf die höchsten Gipfel und hinauf, bis wo im schmelzenden Schnee die Ströme des Neto, Leso, Arvo ihren Ursprung nehmen. Hubertus erfuhr im Kloster, daß die

*) Mazzini hat den Vorwürfen, die ihm wegen seiner mangelhaften Ausrüstung der Bandiera'schen Expedition gemacht wurden, eine eigene Rechtfertigungsschrift gewidmet.

Bandiera mit zwanzig ihrer Angehörigen in jene Schlucht gedrungen waren, wo unter den Bluteichen Frà Federigo seine Hütte erbaut hatte. Unruhig, ob sich die Nachricht bestätigte, daß von Spezzano aus eine Militärcolonne in den Wald rücken sollte, verließ Hubertus sein Kloster, ging die Windungen des Neto entlang und begegnete zweien zerlumpten und Banditen ähnlichen Männern, die in Eile daherlaufend und sich scheu umblickend ihn anriefen: Sind in San-Giovanni Soldaten? Kaum waren sie so nahe, um unter seine Kapuze blicken zu können, so wandte sich der eine. Die Stimme, die Hubertus gehört, schien ihm bekannt; der flüchtige Blick hatte ihm eine selbst in solcher Verwilderung für ihn erkennbare Physiognomie ins Gedächtniß zurückgerufen. Das ist ja Picard! sagte er sich mit dem höchsten Erstaunen und beflügelte seine Schritte, die Flüchtigen einzuholen. Je lebhafter sie von ihm verfolgt wurden, desto schneller eilten sie voraus. Bei San-Giovanni machten sie einen Umweg und schlichen unterwärts durch die Kornfelder. Hubertus folgte rastlos; zumal da er sah, wie sie sich furchtsam die Mauern entlang drückten und den Schutz der Gärten suchten. Es ist Picard! wiederholte er sich. Picard, den ich in Amerika glaubte! Picard, der die Kraft meines Armes fürchtet!

Der Ideenkreis des guten Hubertus war klein — klar aber trat ihm Picard's Theilnahme an jener von Porto d'Ascoli aus irregeleiteten Unternehmung vors Auge. Eine Gefahr, sowol für die ihm durch Federigo's Mittheilung wahrhaft bemitleidenswerth gewordenen Brüder Bandiera, wie für Federigo, der wol gar die der deutschen Sprache Kundigen gastlich aufgenommen — stand aufs lebhafteste vor seinen Augen. Ahnend, daß die Flüchtlinge Spezzano nur deshalb suchten, weil sich daselbst Soldaten befanden, schnitt er ihnen, was ihm bei seiner schon gewonnenen Terrainkenntniß leicht war, den Weg ab.

Inzwischen kletterten die Flüchtlinge aus der Tiefe, die keinen Weg mehr bot, zur obersten Saumthierstraße empor. Hier erwartete sie nun bereits der schreckhafte Mönch, ein Knochenskelet. Hubertus trat ihnen muthig entgegen. Picard! rief er, anfangs immer noch zweifelnd; aber es war Picard, er erkannte den Räuber. Zurückbebend sagte dieser, und erschrocken bis zum Tode, in deutscher Sprache: Jesus Maria! Seid Ihr es, Bosbeck? Ich glaubte Euch in Rom! Dort wollt' ich Euch aufsuchen! Steht uns bei! Wir müssen nach Spezzano —! Sind Soldaten in Spezzano? unterbrach der andere auf italienisch. Picard fuhr fort: Ist alles vorüber, Alter, so erzähl' ich Euch, wie schlecht es mir am Ohio gegangen ist! Und wieder rief mit wildem Ungestüm der andere: Sagt rasch, rasch, rasch; sind Soldaten in Spezzano?

Was wollt ihr mit Soldaten? antwortete Hubertus, dem bereits einleuchtete, daß des Italieners Worte ein Verlangen nach Soldaten, keine Besorgniß vor ihnen ausdrückte. Sie werden euch fangen —! setzte er forschend hinzu. Gewiß seid ihr von der Bandiera-Bande aus Korfu?

Das mag recht sein! erwiderte der andere — es war Bocchециampo. Aber nur schnell! Schnell! Führt uns auf dem kürzesten Wege nach Spezzano!

Aus dem, was sonst noch die athemlosen und erschöpften Männer vorbrachten, ersah Hubertus, daß sich beide von den übrigen Flüchtlingen getrennt hatten, sich mit den ausgestellten Posten der bewaffneten Macht in Verbindung zu setzen hofften und ohne Zweifel einen Zug anzeigen wollten, den, wie er erfuhr, der Rest der Insurrection von den Bluteichen aus diese Nacht über den Kamm der Montagne delle Porcine hinweg unternehmen wollte, um den Meerbusen von Squillace und von da die See zu gewinnen. In San-Giovanni di Fiore, hörte er, würde dieser Zug um Mitternacht ankommen und leicht von den

Truppen aufgehoben werden können, wenn diese ihm nicht sofort bis zu den Bluteichen entgegengehen wollten. Hubertus sah die verrätherische Absicht.

Diesen Zug wollt ihr angeben? fragte er und hielt schon Picard's Arm fest.

Picard kannte die Stärke des Mönchs und erblaßte nicht wenig über die funkelnden Augen, deren unheimliche, einer Kraftentfaltung vorausblitzende Macht er aus seinen Jugenderinnerungen heute zum zweiten mal wieder erproben sollte.

Mit dem Narren in die Hölle! rief Bocchecciampo, Hubertus' Gesinnung ahnend, zog ein Pistol und ergriff zu gleicher Zeit Picard's Arm, um seinen Gefährten zu befreien und sich ihn nachzuziehen.

Einen Augenblick fuhr Hubertus vor dem Pistol zurück, sah auch, mit einem zuckenden Blitz des Auges, daß Picard mit der Linken ein blankes Messer aus seinen Lumpen zog. Nun hatte aber den wilden Mönch der Anblick zweier Bösewichter, die, um den Preis ihrer eigenen Freiheit, andere ins sichere Verderben ziehen wollten, bereits zur Wuth entflammt. Seine Hand drückte Picard's Arm so mächtig, daß dieser aufschrie und seinen Arm bereits für gebrochen erklärte. Hubertus suchte am Felsen seinen Rücken zu decken, ohne dabei Picard's rechten Arm loszulassen.

Laßt mich! schrie dieser, drängte vorwärts und drohte in der Linken mit seinem blitzenden Messer. Wie ein dem Ertrinken Naher, mit der ganzen fieberhaften Kraft, deren selbst die Feigheit fähig ist, wenn sie sich vor äußerster Gefahr zu retten sucht, strebte Picard sich loszuwinden und dem Italiener zu folgen, dessen Pistol sich jetzt zur Mehrung seiner Wuth als nicht geladen erwies.

Nun mußte Hubertus auch Bocchecciampo abwehren. Alle drei rangen miteinander. Hubertus gegen zwei. Immer näher kam

der wilde Knäuel dem jähen Abgrund des Felsenweges. Mit verzweifelnder Anstrengung wollten sich die Ringenden der andern Seite zuwenden, wo die Felswand wieder höher emporstieg. Da riß sich mit einer höhnischen Lache Bocchecìampo plötzlich aus dem Knäuel los, stürzte die andern vom Rand des Weges in die Tiefe und entfloh.

Mit einem gellenden Schrei suchte Picard sich im Fall zu halten — Vergebens; die beiden Sinkenden glitten tiefer und tiefer. Unten rauschte die wilde Flut des Neto. Hubertus hielt sich an einer hervorragenden Strauchwurzel — ein Moment — und er hörte, daß Picard, der die Besinnung verloren hatte, unaufhaltsam in die zuletzt nur noch schroff sich absenkende Tiefe stürzte.

Eine Besinnung, eine Entschlußnahme war anfangs auch für Hubertus nicht möglich. Eine Viertelstunde verging, bis er selbst so viel Kraft gesammelt hatte, sich wieder auf die Straße hinaufarbeiten zu können. Da hörte er in der Ferne Schüsse. Als er auf die Straße kam, war diese von einem Piket Soldaten besetzt und Boccheciampo gefangen. Auch den Mönch nahm man mit und ließ ihn streng bewachen.

In der Nacht krönte sich Boccheciampo's Verrath. Aus dem Thurm zu San-Giovanni, wohin Hubertus, ohne die Flüchtlinge warnen zu können, gefangen gesetzt wurde, vernahm er, wie oberhalb Firmianos, wo ein einsamer, unbekannter Waldweg über den höchsten Gebirgskamm führt, ein kurzer verzweifelter Kampf der kleinen Schar stattfand, die auf ihrem Wege gekreuzt und zuletzt gefangen genommen wurde. Boccheciampo hatte den Soldaten die richtige Anzeige ihres nächtlichen Zugs gemacht. Man führte die Verlorenen nach Cosenza.

Auch Frà Hubertus wurde später dorthin abgeführt. Der Erzbischof nahm sich des Klerikers an, berichtete an den General

der Franciscaner nach Rom und wiederum kam die Weisung, den Worten des Bruders Hubertus vollen Glauben zu schenken und ihm jede Nachsicht zu gewähren. Die Nachforschung nach dem verunglückten Gefährten des gleichfalls mit einer Pension nach Stromboli geschickten Boccheciampo gerieth ins Stocken. Einige Wochen nach Hinrichtung der Bandiera kam Hubertus auf freien Fuß.

Wie Hubertus erst heute wieder jene Stelle des Ringkampfs gesehen, wie er jetzt zu jenem Felsenpfade über sich emporblickte, der damals ein Todespfad für zwanzig Menschen geworden war, da brachte ihm die bange Stimmung seines Gemüths auch in voller Gegenwärtigkeit den Augenblick zurück, wo er damals, nach Entlassung aus seiner Haft in Cosenza, von jenem Kreuze aus, das er am verhängnißvollen Ort vom Sindico zu San-Giovanni auf Befehl der Regierung errichtet fand, ein Wagstück vollführte, das allen, die davon erfuhren, unglaublich erschien.

Mit Stricken, Hacke und Beil stieg der Tollkühne den schroffen Felsabhang hinunter und suchte dem Opfer beizukommen, das im feuchten Schose des an jener Stelle von Menschenfuß wol noch nie berührten Neto ruhen mußte.

Im Ringen hatte Hubertus bemerkt, daß Picard unter seinen zerlumpten Kleidern ein Portefeuille trug, auch daß er Geld und Geldeswerth bei sich hatte. An letzterm lag ihm nichts; im erstern aber fand er vielleicht Aufklärungen über die ihn wahrhaft empörende und mit höchstem Zorn erfüllende Täuschung, der er sich vor noch nicht zwei Jahren preisgegeben sah, als er geglaubt hatte, Picard wäre nach Amerika gegangen. Nur eine so von frühster Jugend gehärtete, an jede Lebensgefahr gewöhnte Natur, wie die seinige, konnte die Schwierigkeit dieser Unternehmung überwinden. Hundertmal glitt sein halbnackter Fuß am zuletzt völlig senkrechten, glücklicherweise strauchbewachsenen Abhang aus.

Nichts hielt dann die Wucht des Körpers, als ein Zweig, eine Wurzel, die für die schon blutig zerrissene Hand zur Unterstützung dienen mußte. Wo ein hervorragender Stein oder ein Ast kräftig genug schien, befestigte der Muthige mitgenommene Stricke, die den Rückweg erleichtern sollten, falls sich aus der Tiefe der Schlucht selbst kein anderer Ausweg bot. Ganz allein und sich ohne irgendeinen Zeugen an diese muthige Unternehmung wagend kam Hubertus, blutend an Armen und Füßen, endlich bei dem an dieser Stelle gehemmten, wild in einem Kessel tobenden Fall des Neto an.

Hoch spritzte der Schaum des von zerrissenen Felsblöcken zurückgeworfenen Gewässers auf — weitab nur vom Rande des Strombetts ließ sich an den Büschen mühsam weiterklettern. Die Kohlenaugen des alten Jägers spähten rundum. Hubertus fand, daß der Wildbach irgendwo auf ein Hemmniß stoßen mußte. Von Weißdornbüschen wildüberwuchert zeigte sich ein Vorsprung, um den das schäumende Gewässer sich herumzwängte. Endlich fand sich — unter den Büschen das Schreckbild einer zerschmetterten und verwesten Leiche. Der Kopf war bereits unkenntlich, die andern Glieder hatten sich noch unzerstört erhalten — die kühle Wasserluft verzögerte die Auflösung.

Eine Weile währte es, bis Hubertus es wagte näher zu treten und den vollen Anblick des Schreckens dauernd zu ertragen. Ein Dolch, den er nach Landessitte in seiner Kutte trug, schnitt die Kleider der Leiche auseinander. In den Taschen lag noch Geld, eine Uhr; die Brieftasche war nicht zu finden. Hubertus durchsuchte den ganzen Körper. Das Portefeuille war verschwunden. Ohne Zweifel war es beim Sturze aus der Tasche geglitten. Aber auf dem steinigen Grund der krystallenen Woge blinkte Gold auf.

Hubertus blickte weiter um sich. Da lagen denn auch Blätter

Papier, eingeklemmt in die spitzen Steine. Die nassen Blätter gingen beim Aufnehmen auseinander. Hubertus sah, daß es Bruchstücke waren, die einem Paß oder einem ähnlichen Document angehörten.

Wieder suchte er mit spähendem Auge. Es fanden sich, jetzt auch am Ufer, einzelne zerstreute Blätter. Vom Regen und vom Schaum des Neto waren sie so aufgeweicht, daß sie schon beim Aufnehmen unter der Hand auseinandergingen. Dennoch nahm er alles vorsichtig an sich und wickelte es zum Trocknen in sein Taschentuch.

Nach langem Suchen dann nichts mehr findend, nahm er einige wild durcheinanderliegende Steine, bildete in Manneslänge in der Erde eine Höhlung, warf die Reste des verwesten Körpers hinein und bedeckte alles mit den Steinen und buschigen Weißdornzweigen, die er mit dem Dolch abschnitt. Uhr und Geld nahm er in sein Bündel noch hinzu, sprach einen kurzen Segen und machte sich auf den Heimweg, dessen noch gesteigerte Schwierigkeiten die Gewandtheit seines Körpers überwand.

Von jener Brieftasche fand sich nichts mehr — Leder konnte von Raubthieren gefressen sein; es gab Luchse und sogar Wölfe im obern Gebirg. Er durfte sich sagen, daß die Papierreste, die er gefunden, hinreichten, um einem so kleinen Behälter schon einen ansehnlichen Umfang zu geben. Das Geld floß dem nächsten Opferstock an der Kirche von San-Giovanni zu; die Uhr und die Papiere wurden bei passender Gelegenheit für einen Besuch bei Federigo aufgespart.

Nicht zu oft durfte es Hubertus wagen, die Bluteichen zu besuchen. Nur dann ging er, wenn ihn zu mächtig die Sorge für den immer mehr verwitternden Greis ergriff — nach einem stürmischen Wetter, nach einem Briefe, deren zuweilen für Federigo — dann waren sie eingelegt an Hubertus — beim Guardian

einliefen; diese kamen von Rom und waren, wie Hubertus gelegentlich bemerkte, in seltsamen Chiffern geschrieben.

Als den Mönch eines Tages wieder die Hütte seines Freundes mit seinem, dem Leichnam abgenommenen Funde beherbergte, betrachtete dieser die Uhr mit äußerstem Erstaunen. Der Eremit erkannte sie für die seinige. Nicht daß sie ihm jetzt geraubt war, sie hatte ihm vor vielen Jahren gehört. Daß sie Picard aus dem Grabe des alten Mevissen gestohlen, konnte durch die Mittheilungen des Mönches theilweise errathen werden — Hubertus wußte, daß Picard auf dem Friedhof eines deutschen Dorfes ein Grab erbrochen hatte. War es das des alten Mevissen —? dachte Federigo. Welche Verwickelungen konnten dann entstanden sein, falls sein Vertrauter an solchen Erinnerungen noch mehr in die Grube mit sich genommen hatte! Mit einer Aufregung, die Hubertus an seinem Freunde sonst nicht gewohnt war, durchflog dieser die Papierreste, die sich in Picard's Nähe gefunden hatten. Ihr Inhalt schien ihn allmählich zu beruhigen.

Aus einigen Brieffragmenten ergab sich eine Beziehung Picard's zu Terschka. Sie hatten sich, das ersah man deutlich, in London gekannt. Die Briefe waren vorsichtig abgefaßt und enthielten sogar besonnene Mahnungen, manche Ablehnung der Picard'schen Zudringlichkeit — Terschka's Ton war hier in hohem Grade vertrauenerweckend.

Die nunmehrige Entdeckung der Thatsache, daß sich damals Hubertus auf Schloß Westerhof in Terschka's Person nicht geirrt hatte, nahm ihn trotz Terschka's damals so schroffer Ablehnung für letzteren ein. Die Klage Terschka's über seine hülflose Lage, auch die zufälligerweise in diesen Briefen von ihm ausgesprochene Reue über seine schnöde Behandlung des „guten Franz Bosbeck", der ihm so wohlgesinnt gewesen, alles das konnte Hubertus nicht hören, ohne an den Rest seines noch in Witoborn bei einem

Advocaten stehenden Geldes zu denken. Auch Federigo kannte von Castellungo her den Lebenslauf Terschka's, kannte seinen Uebertritt zu einer Confession, die an Federigo und den Waldensern der nur in jüngeren Jahren fanatisch katholische Mönch zu achten gelernt hatte, und rieth dazu, getrost diesen Wink des Schicksals zu beachten. Wenn Hubertus denn doch einmal sein Vermögen dem Kloster Himmelpfort entziehen wollte — und nach seinem Tode würde, das wußte er, Pater Maurus in Himmelpfort sich schon zu Gunsten seiner Ansprüche regen und geltend machen, daß Hubertus nur als ein auf Urlaub befindlicher Mönch seiner Provinz betrachtet werden konnte — so sollte er sich, rieth Federigo, eilen, dem Erben, den er sich nun einmal gewählt hätte und der hoffentlich damit besser verfahren würde, als Jean Picard, seine, wie man sähe, dringend ersehnte Hoffnung nicht zu entziehen — Die Parteilichkeit, die Gräfin Erdmuthe für Terschka von jeher gezeigt, hatte sich auch dem Einsiedler mitgetheilt.

Durch ihn, als Schreibkundigen, zugleich durch den wohlgesinnten Guardian des Klosters Firmiano, leitete Hubertus eine Verhandlung mit den Gerichten im fernen Witoborn ein, welcher zufolge Terschka die Summe, die er diesem gleich anfangs bestimmt hatte, richtig in London ausgezahlt erhielt. Es währte ein Jahr, bis diese Procedur zu Stande kam. Terschka's Dankesbriefe hoben nicht wenig das Gefühl des alten Mannes, der sich einer guten That bewußt war und oft mit Schmerz von dem ihm verhängten Schicksal sprach, das ihn gerade über die, denen er Gutes erweisen wollte, zum willenlosen und wie von Gott bestimmten Richter machte.

Die Geheimnisse, welche den deutschen Pilger umgaben, hatten sich für Hubertus nur theilweise gelüftet. Bald nach dem Vorfall mit jener Uhr, einem Zusammentreffen, das Federigo am wenigsten aufklären mochte, kam das Ende des treuen Sultan,

der, von seiner Wunde geheilt und einen Augenblick die Freiheit nutzend, seinem Herrn wieder bis auf mehr als funfzig Meilen gefolgt war und am Ziel seiner Sehnsucht durch den Pfarrer von San-Giovanni so misverständlich sein Ende finden mußte.

Lebhafter denn je gedachte Hubertus heute der Folgen, welche eine an sich so entschuldbare That des edlen Paolo Vigo damals nach sich zog. Er gedachte der Klagen, die er damals ausstieß, als ihn sein zufälliger Ausgang aus dem Kloster, um zu terminiren, nach San-Gio führte, ein Volkshaufe um den verendenden Hund stand, er ihn erkannte, ins Kloster trug und ganz so, wie zuweilen San-Filippo Neri, mit dem ihn Klingsohr so oft verglichen, abgebildet wird. Paolo Vigo erfuhr die Geschichte des Hundes, war davon aufs tiefste ergriffen und besuchte den Eremiten unter den Bluteichen, gleichsam um seine rasche That zu entschuldigen. So knüpfte sich zuletzt eine Freundschaft, die auch ihn ins Strafkloster Firmiano brachte.

Hier aber zeigte sich die gute Wirkung solcher Nachbarschaft. Jähzorn, Völlerei, alle Leidenschaften, von denen das Amt des Priesters geschändet wird, fingen allmählich dort zu verschwinden an. Nicht genug konnte der Guardian, ein milder gutgesinnter Mann, nach Cosenza hin rühmend berichten, wie sich seine Pfleglinge gebessert hätten. Schickte man aber eben deshalb schon seit lange niemanden mehr? Nahm man eben deshalb niemanden mehr fort? Es wär, als wenn dies stille Waldkloster in der Welt vergessen war. Hatte Hubertus Recht gethan, so ausdrücklich die Jesuiten an die Existenz desselben zu erinnern?

Gerade dieser Frage vorzugsweise nachdenkend, hörte Hubertus jetzt die Uhr des Klosters die vierte, d. h. die elfte Stunde schlagen und machte sich, von Unruhe getrieben, noch früher auf den Weg, als er anfangs beabsichtigt hatte. Ueber die Höhen

wehte ein frischer Nachtwind. Noch eine halbe Stunde brauchte er, bis er am Klosterthor die Glocke zog.

Hier sollte ihn aber sogleich ein glücklicher Zufall begrüßen. Es war Paolo Vigo selbst, der heute den Pförtnerdienst verrichtete. Eine edle Gestalt voll ernster Würde, mager und abgezehrt, begrüßte ihn. Der Pförtner trat Hubertus mit dem frohesten Willkommen entgegen.

Hubertus sah ihn voll Erstaunen, band sich seine beim Steigen losgegangene Kuttenschnur fester und sprach: Das muß ja dem Guardian ein Traum eingegeben haben, Euch gerade heute an die Thür zu stellen! Ihr seid noch wach? Ich bitte Euch, bleibt es ja! Weckt unsere Schlafsäcke die Matutin, so laßt Euch nur vom Guardian auf der Stelle Urlaub geben —

Nicht wahr? Um unsern Vater aufzusuchen —? fiel Paolo Vigo mit lebhaftester Erregung ein. Ich konnte mir doch denken, daß Ihr gerade zum zwanzigsten August wieder zurück sein würdet.

Zum zwanzigsten August —? Verderbt mir den Willkomm nicht! entgegnete erschreckend Bruder Hubertus. Bei St.-Hubert! Wo hatt' ich meinen Kalender! Haben wir heute den heiligen Rupert und bei Witoborn die ersten Schnepfen —! Und ich — ich — — Esel!

Morgen ist doch St.-Bernhard! bestätigte Paolo Vigo. Wißt ihr das nicht —? Ich stehe wie ein Soldat auf Schildwacht und bitte Gott, mir eine gute Ablösung zu geben. Ihr seid voll guter Anschläge, Bruder; sagt, wie fang' ich es an, sofort zu den Bluteichen zu kommen! Drei Nächte hatt' ich denselben Traum und keinen guten mein' ich. Ich hörte an meiner Zelle kratzen, wie von einem Hunde, der herein wollte. Ich sah im Geist wieder den guten Sultan vor mir. Oeffnete ich dann, so sah ich nichts — Dreimal das hintereinander! Ich glaube an

solche Dinge nicht — aber ich meine doch — Federigo ist krank oder es geschieht ihm sonst nichts Gutes —!

Der heilige Bernhard ist morgen —! sprach Hubertus dumpf und vor sich hinsinnend, immer besorgter und im Ton des härtesten Vorwurfs gegen sich selbst. Leb' ich so in den Tag hinein! Ihr träumtet vom Sultan? Und ich träume schon seit Neapel von nichts, als von Wölfen, die an den Bluteichen eine Lämmerheerde fressen. Wißt Ihr denn hier auch noch nicht, warum unser San-Giovanni drüben so voll Soldaten steckt?

San-Giovanni? entgegnete Paolo Vigo bestürzt.

Euer Pfarrhaus und alle Scheunen sind voll. Auch in Spezzano sieht's wie im Lager aus. Ist also morgen St.-Bernhard —!

Glaubtet Ihr, daß ich um irgendetwas anderes Urlaub wünschte, als um an diesem Tage — Nun Ihr wißt doch, daß ich jedesmal, wo ich an diesem Tage nicht bei den Bluteichen war, erklärte, ein Jahr aus meinem Leben verloren zu haben —!

Hubertus hatte sich inzwischen durch die niedrig und rundbogig gewölbten Gänge zum Refectorium begeben, wo noch auf dem Speisetische die Lampe brannte. Paolo Vigo folgte ihm in den anmuthig kühlen, von kleinen gewundenen Säulen arabischen Geschmacks getragenen Raum. Ein Schrank enthielt die Vorrichtung, sich zu einem hier immer bereitstehenden Kruge voll Wein durch Drehen eines Hahns frisches Quellwasser zur Mischung zu verschaffen. Das Wasser tröpfelte hörbar von den oberen Bergen zu. Hubertus war erschöpft; Paolo füllte einen der im Schrank stehenden hölzernen Becher mit Wein und Wasser und erwartete von dem so schweigsam gewordenen Sendboten nähere Aufklärungen über Verhältnisse, die beiden gleich theuer und werth waren.

Alles ringsum blieb still. Nur die Wasserleitung tröpfelte

geheimnißvoll und lauschig in dem wieder geschlossenen Schrank. Düstere Schatten warf die matte Lampe durch die alterthümliche Halle.

Briefe sind ja von Cosenza gekommen? fragte Hubertus, der die Meldung der Ankunft Rosalia Mateucci's über die andern, ihm viel wichtigeren Dinge ganz vergessen hatte.

Briefe von Cosenza? Nein! Aber vom Sacro Officio aus Neapel! entgegnete Paolo Vigo und setzte hinzu: Leider! Sie geben dem Guardian keine Hoffnung. Spracht Ihr denn nicht den Monsignore?

Die bange Vorstellung, welche den Alten schon lange beschäftigte, alles, was ihm so unklar und dunkel war, könnte einen Schlag auf Federigo und seine geheimverbundenen Anhänger bedeuten, trat mit quälender Gewißheit vor seine vom mühevollen Wandern ohnehin erhitzten Vorstellungen; aus fieberhaftem Blut steigen nach körperlichen Anstrengungen besonders gern Wahnbilder und krankhafte Vorstellungen auf. Der zwanzigste August war seit zehn Jahren in den fast unzugänglichen Schluchten des Silaswaldes ein Tag, wo sich anfangs nur drei oder vier Männer, jetzt schon oft zwanzig bis dreißig mit ihren Familien versammelten. Hubertus äußerte seine entschiedensten Besorgnisse und Paolo Vigo redete sie ihm keineswegs aus. Schon berechnete Paolo, ob nicht vielleicht die Einquartierung in seinem Pfarrhause Anlaß geben könnte, den Guardian um Urlaub zu bitten — Sinnend fuhr er fort, man müßte doch morgen in erster Frühe in San-Giovanni hören können, was die Soldaten wollten?

Was sie wollten — hm! hm! fiel Hubertus ein — Wenn ich an die lachende Miene des Monsignore denke und denke an den Golf von Neapel, der wie ein Paradies im Sonnenschein funkelt und doch im Leibe den Vesuv hat, so wird mir bange wie einer Mutter um ihr Kind. Der zwanzigste August! Mein Sohn,

ich bitte Euch, mich dem Guardian nicht zu melden. Nein, nein! Noch bin ich nicht angekommen. Hört Ihr! Lebt jetzt wohl! In drei Stunden bin ich an Federigo's Hütte und schicke jeden nach Hause, der etwa heute oder morgen Lust haben sollte, dort für die Seelen der armen Märtyrer Pascal und Negrino zu beten.

Guter Bruder! entgegnete Paolo Vigo ablehnend und erklärte auch seinerseits zur persönlichen Ausrichtung dieser Warnung bereit zu sein. Ihr muthet Euch ein Uebermaß zu. O, daß ich statt Eurer hinauffliegen könnte! Soldaten! sagtet Ihr? Ich sagte ja gleich, daß der aus Neapel vom Sacro Officio angekommene Brief ebenso hinterhaltig ist, wie schon lange das Benehmen des Erzbischofs von Cosenza. Und der Monsignore gab Euch in Nichts einen tröstlichen Bescheid?

So artig war er, sprach Hubertus, wie Papa Kattrepel in meiner alten Stadt Gröningen, wenn er erst jeden Armensünder, dem er den Kopf abschlug, um Verzeihung bat. Laßt mich doch jetzt nur sogleich gehen. Schon hör' ich oben den Rumor! Mitternacht muß vorüber sein. Geht! Geht! Ja, all ihr Heiligen, daß ich es nicht vergesse! Bei St.-Hubertus' Bart, wo hab' ich meine Gedanken! Gütiger Gott, mach' auf mein Alter keinen Schwabenkopf aus mir! Mein Sohn, laßt Euch getrost Urlaub geben nach San-Gio! Da werdet ihr ja eine Person finden, die viel lieber hat, Euch schon morgen wie sonst in Eurem Hause oder beim alten Meister Pallantio die Polenta auf den Tisch zu stellen — lieber, als den steilen Weg hieher zum Kloster erst heraufzuklettern —!

Eine Person? Die Polenta? Wer? fragte Paolo Vigo und ließ sich von Hubertus die überraschende Begegnung mit dem keuchenden Pepe, mit Scagnarello, mit Rosalia und Marietta Matencci erzählen.

Gütiger Himmel! rief Paolo Vigo in doppelter Freude — Erst aus Liebe zu seiner seit Jahren nicht gesehenen Schwester — dann um die Gelegenheit, nun auf alle Fälle Urlaub zu bekommen.

Hubertus mußte sich jetzt verstecken, wollte er unangemeldet bleiben. Schon ertönte die Glocke, welche sämmtliche Bewohner des Klosters weckte und in die Kirche rief, wo sie zu singen hatten.

Während Paolo Vigo in größter Ueberraschung, in Spannung und Rührung stand und jedenfalls entschlossen blieb, den Guardian um die sofortige Erlaubniß zu bitten, seiner geliebten Schwester und ihrem holden, von ihm noch nicht gesehenen Kinde entgegenzugehen und außerhalb des Klosters übernachten zu dürfen, schlüpfte Hubertus eine vom Refectorium in die Zellen führende enge Wendeltreppe hinauf, um wo möglich, ehe die Frate kamen, seine Zelle zu erreichen und sich dort zu verbergen. Schon hörte man einen Mönch, der heute das Amt des Weckers hatte, in einem entfernten Gange an die Zellenthüren pochen. Der Regel des heiligen Franciscus gemäß rief er alle Schläfer aus ihren süßesten Träumen.

Hubertus erreichte glücklich und unbemerkt seine dunkle Zelle. Sie war nicht breiter und nicht tiefer, als zwölf Fuß, und enthielt als Bett einen Sack von Maisstroh — die Decke darüber war so grob wie seine Kutte. Von Glasfenstern war keine Rede; nur eine rohgezimmerte Holzjalousie schützte gegen die im Winter oft schneidend kalte Luft.

Hubertus warf sich auf sein Lager. Er hatte vor Uebermüdung jene Empfindung, die ihn an die Zeiten erinnerte, wo auch er sich in Java an Opium gewöhnt hatte. Traumartige Bilder traten vor die wachen Sinne. Alles schwebte um ihn in Licht und Farbe und Licht und Farbe war auch wieder wie Musik. So soll einem an Erstickung Sterbenden der Tod sein. Gestalten, die ihm wie Hexen hätten erscheinen dürfen, waren ihm jetzt

freundlich und nickten ihm mit süßem Lächeln. Mit seiner noch nicht besonders geläuterten Religion nannte Hubertus das die Triumphe des Teufels, den er namentlich auch beim nächtlichen Chorsingen um zwölf Uhr Mitternacht gern in Thätigkeit wußte und oft schon hinter dem großen Missale mit seinem Hörnerkopf als einen höhnischen Mitsänger oder am Weihwasserkessel, diesen verunreinigend, erblickt hatte. Er rüttelte sich wach und horchte nur, ob der Lobgesang in der Kirche bald vorüber sein würde.

Die Lampen in den Händen, schlichen die Mönche und geistlichen Züchtlinge erdfahl und schlaftaumelnd durch die Gänge. Hubertus, der auch hier schon manchen Verschlafenen — wie oft sonst Klingsohr! — um solche Stunde auf den Armen in den Chor getragen hatte, lauschte dem öden Widerhall. Endlich sangen einige zwanzig Stimmen. In einfacher Cantilene wurde ein Psalm vom Guardian verlesen und seinen Worten an bestimmten Stellen von den andern respondirt.

Als wieder alles nachtstill geworden war und jeder auf seiner Zelle sein Lager erreicht hatte, erhob sich Hubertus von dem seinigen. Hatte Paolo Vigo Urlaub erhalten, so mußte ein anderer Pförtner für ihn eingetreten sein und jedenfalls erwartete ihn dann der Beurlaubte nirgend anderswo, als in seiner eignen Zelle.

Letztere erreichte Hubertus ungesehen, trat bei Paolo ein und fand ihn in der That bereit, das Kloster zu verlassen. Auf die freudige Botschaft, seine theure Schwester wäre in San-Giovanni angekommen, war ihm die Erlaubniß ertheilt worden, sie, wenn ihn dazu sein Herz triebe, überraschen zu dürfen. Bleibt aber Ihr zurück! setzte Paolo Vigo bittend hinzu. Alter, Ihr seid zu erschöpft. Und nur darin steht mir bei; geht morgen früh meiner Schwester entgegen und haltet sie vom Kloster eine Weile entfernt, bis ich um die achte Stunde von den Bluteichen in San-

Gio wieder zurück sein werde und Euch Alle bei meinem alten Meßner Pallantio begrüßen kann —

Wie zwei Jünger, die für ihren Meister ihr Leben zu lassen bereit sind und um den Vorrang bei diesem Beweise ihrer Liebe streiten, so standen sie am offenen Fenster und stritten, ob es nicht gerathener wäre, Paolo Vigo überließe den Gang nach den Bluteichen, um die am Morgen dort Versammelten zu warnen, an Hubertus und ginge nach San-Gio zur Früh-Ueberraschung für seine Schwester.

Mein Sohn! bat Hubertus. An mir ist wenig gelegen. Wenn aber Euch zum zweiten mal eine Strafe träfe, wie sie Euch schon einmal so lange Eure Freiheit gekostet hat! Jetzt brächet ihr ja geradezu auch das Herz Eurer Schwester! Sie versprach, am Morgen zum Kloster zu kommen. Ihr liebliches Kind wird Euch die Wange küssen. Wagt nichts Neues wieder, nachdem Ihr schon so lange für das Alte gebüßt habt!

Paolo Vigo hatte jedoch den Geist empfangen, der in edlen Dingen den Menschen unwiderstehlich zum Selbstopfer treibt. Eine heilige Glut durchloderte ihn, seine Augen funkelten so hell, wie die Sterne, die über den beiden leise Flüsternden standen. Er ergriff die Hand des Greises und sprach: Weiß ich doch nicht — ich ahne die letzte Stunde unseres Freundes. Krank ist er zum Tod schon seit lange und es geht das Gerücht, daß sein stilles Wirken entdeckt sei. Seit jenem letzten Brief aus Rom, den Ihr brachtet, muß eine große Veränderung mit ihm vorgegangen sein. Ich sah ihn seitdem nur einmal — und da schon wollte er Abschied nehmen für immer, wogegen meine Worte kaum aufkommen konnten. Es schien, als wenn er eine wichtige Kunde aus der Welt empfangen hatte, die ihn zur Auferstehung, zur Beendigung seiner Einsiedlerschaft und zur Rückkehr ins Leben rief. Schon aus freien Stücken schien er gehen zu wollen und

nun ahn' ich, er hätte besser gethan, dieser Regung zu folgen. Wenn man ihn heute holte, am Tage der Versammlung, ihn in die Kerker der Inquisition würfe —! Lebt wohl, Alter —!

Nicht ohne mich —! sprach Hubertus und blieb dem Unheilverkündenden unabweislich zur Seite.

Mein Fuß ist jünger, als der Euere! bat Paolo und wollte nicht dulden, daß Hubertus weiter, als bis an die Zelle des Pförtners folgte.

Während noch beide, und mehr mit Geberden als mit Reden, die ohnehin geflüstert werden mußten, stritten, erscholl in einiger Entfernung außerhalb des Klosters ein klagender musikalischer Ton. Er kam von einer Pansflöte, wie sie hier die Hirten blasen. Aus kleinen Rohrstäben ist eine einfache Scala zusammengesetzt, welche unter geübten Lippen eine in nächtlicher Einsamkeit wohllautende Wirkung hervorbringt.

Horch! rief Paolo Vigo und bedeutete Hubertus, Acht zu haben.

Die Flöte blies eine Melodie. Es waren die einfachen Töne eines Kirchenliedes.

Tanto — Christo — amiamo! sprach Paolo Vigo mit Ueberraschung der Melodie nach. Es ist die Erkennungslosung der Freunde. Man ruft uns. Seht Ihr, eine Gefahr ist da! O mein Gott —!

Auch Hubertus lauschte voll Betroffenheit und räumte ein, so könnte sich nur ein Verbündeter zu erkennen geben. Herüber von der Mauer des Klostergartens tönte die sanfte Flöte fort und fort. Sie blies das alte Waldenserlied „Tanto Christo amiamo —" zu Ende.

Pater Cölestino! rief nun schon Paolo Vigo mit starker Stimme in eine Oeffnung, die aus dem Corridor in die Zelle des Pförtners führte. Ich gehe. Bemüht Euch aber nicht! Ich öffne schon selbst. Gelobt sei Jesu Christ!

Amen! rief Pater Cölestino von drinnen und ließ getrost den Beurlaubten den Riegel selbst zurückschieben. Nur langsam erhob er sich, um ihn wieder anzuziehen.

Doch auch Hubertus war inzwischen schon ungesehen entschlüpft und kaum konnte Paolo Vigo ihm folgen. Mit raschen Schritten gingen beide dem Orte zu, wo aufs neue die Melodie der Hirtenflöte ertönte.

Endlich, an einem breitastigen, der Klostermauer sich anschmiegenden Haselnußstrauch entdeckten sie einen alten Hirten und einen Knaben. Letzterer war es, der die Flöte blies.

Der Hirt war ein wohlbekannter alter Freund. Er gehörte zu den Nachkommen des von den Waldensern hochgefeierten Negrino.*) Ein äußerlich schlichter, doch kluger und allgemein geachteter, auch wohlhabender Ziegenhirt, der alte Ambrogio Negrino aus San-Gio. Oft reiste der schlichte Mann mit seinen Heerden bis Salerno und trieb einen einträglichen Handel selbst mit den Gerbern von Palermo und Messina. Heute, als Hubertus in seinem Hause vorsprechen wollte, hatte man ihn auf der Messe zu Rossano geglaubt. Inzwischen war er heimgekommen und hatte Veranlassung gefunden, sofort wieder die Flinte überzuwerfen, mit seinem jüngsten Sohn Matteo aufzubrechen und, wie er ankündigte, nach den Bluteichen zu eilen. Ihr Herren! rief er den Ankommenden entgegen. Gott segn' es, daß ihr kommt! Ich sage euch! Es gibt eine große Gefahr für unsern Vater Federigo. Die Soldaten in San-Gio wissen von nichts, als von Morden, Brennen und Gefangennehmen. Und wen? Das haben die Offiziere im Weinrausch ausgeplaudert. Um vier Uhr brechen sie auf und umzingeln die Bluteichen — Ueber den Aspropotamo her kommen die andern — Wer mag ihnen

*) Starb den Hungertod in Cosenza.

verrathen haben, daß heute der zwanzigste des Monats ist! Bleibt daheim — Herr Pfarrer, und auch ihr, guter Hubertus! Nur deshalb raubte ich euch die Nachtruhe, weil ich euch warnen wollte, falls euch der Geist getrieben hätte, heute gleichfalls an den Eichen zu erscheinen.

Nimmermehr, wir gehen mit Euch! fielen Hubertus und Paolo Vigo in banger Besorgniß ein. Beide achteten der Bitten Ambrogio Negrino's nicht. Sie verharrten dabei, sich ihm anschließen zu wollen — unwiderstehlich zöge sie ihr Verlangen, dem greisen Freunde in einer Stunde so großer Gefahr nahe zu sein. Ohne Clausur, wie sie eben waren, wollten sie die glücklicherweise ihnen zu Gebote stehende Freiheit nach dem Bedürfniß ihres Herzens benutzen.

Matteo! rief Paolo Vigo dem hierauf nach San-Gio zurückgeschickten Knaben nach; geh sogleich zu Meister Pallantio, meinem Küster, wecke die Signora, welche diesen Abend bei ihm angekommen ist und sprich zu ihr: Sie sollte unter keinerlei Antrieb morgen hinauf nach San-Firmiano gehen! Morgen in der Frühe, so Gott will, um acht oder neun Uhr würd' ich schon selbst bei ihr vorsprechen —

Ambrogio Negrino unterbrach: Heiliger Priester, wenn man Euch an den Bluteichen träfe —

Wirst du ausrichten, Matteo, wiederholte Paolo Vigo, was du gehört hast? Willst du einen herzlichen Gruß an meine liebe Schwester und die kleine Marietta bestellen?

Matteo gab jede Beruhigung und wandte sich mit diesen Aufträgen nach San-Gio zurück.

Die drei Verbundenen gestatteten sich keinen längern Aufenthalt, sondern machten sich sofort auf den Weg, der zu den Bluteichen führte.

11.

Paolo Vigo's Wort: „Er nahm Abschied von mir wie auf ewig —" wurde nun auch von dem greisen Ziegenhirten wiederholt. Es fiel ihnen allen auf die Seele, als würden sie den Geliebten nicht wiedersehen, wenn sie sich jetzt nicht eilten, es noch einmal zu thun. Daß sie zu dem Ende die Würfel ihres eigenen Looses warfen, kümmerte sie wenig.

Sie hofften jedoch auf ihr zeitiges Eintreffen. Wenn noch Zeit zum Ergreifen und Ausführen eines Entschlusses gelassen war, so sollte sich ihr Freund, nach Negrino's Meinung, am sichersten über den Monte Gigante hinweg nach dem Meerbusen von Squillace begeben oder im äußersten Fall in einer in der Nähe befindlichen, ihm vielleicht nur allein bekannte Höhle verborgen bleiben.

Jährlich nur einmal, am zwanzigsten August, fanden sich noch die letzten Trümmer der einst so zahlreich im unteren Italien ausgebreiteten Söhne des Peter Waldus zusammen. Drei Jahrhunderte waren seit jenen Scheiterhaufen verflossen, welche auch die Fortschritte der Reformation in Calabrien beendet hatten. Frâ Federigo fand davon im Silaswalde keine andern noch ersichtlichen Spuren, als die „Bluteichen", wo einst Hunderte der Reformirten und Waldenser — wie die Schafe mit dem Messer

abgestochen wurden. Zufällig begegnete ihm dort ein alter Ziegenhirt, Ambrogio Negrino, der ihm diese Dinge erläuterte und sich dann selbst als einen Nachkommen des Märtyrers Negrino zu erkennen gab. Ihm verdankte der Einsiedler die Bekanntschaft mit noch einigen andern Trümmern der alten Sekte. Gehörten sie auch alle der herrschenden Kirche an, so hatten sich doch einige alte Gebräuche, Erkennungszeichen, Gebete, letztere meist in provenzalischer Sprache in ihren Familienkreisen erhalten — Ambrogio Negrino besaß ein altes Buch, das er selbst nicht lesen konnte — es war die waldensische Nobla Leyçon. Federigo übersetzte sie ihm — anfangs ihm allein; bald brachte aber Negrino andere mit, welche gleichfalls diesen Gruß ihrer Vorvordern aus alten Jahrhunderten aus seinem Munde vernehmen wollten.

Der Kreis von Verehrern und Freunden des Einsiedlers, der seinerseits noch unter dem besonders über ihm wachenden Schutze des Mönchs Hubertus zu San-Firmiano stand, mehrte sich wider Federigo's Willen. Von nah und fern wurde sein Rath begehrt. Freilich hielten ihn die Meisten für einen Hexenmeister. Wie Paolo Vigo veranlaßt wurde, ihn zu besuchen, wurde schon erzählt. Aus seinen wiederholten Wanderungen in die Wildniß und den darauf folgenden Erörterungen entstanden in Paolo Zweifel, ernste, kummervolle Betrachtungen; er verrieth die Resultate derselben in seinem Wirkungskreise und erlitt die Strafe einer, wie wir gesehen, nicht endenden Suspension und Einsperrung in San-Firmiano.

Der Einsiedler, erschreckt von solchen Vorkommnissen, bat fort und fort seine Freunde, ihn der todesähnlichen Stille in seinem Waldesthale zu überlassen. Hubertus besorgte dann und wann einen Brief, den der deutsche Sonderling nach Rom schrieb und von dorther auch beantwortet erhielt. Das war des Eremiten

einziger Verkehr mit der Welt! Er lebte vom Honig seiner Bienen, von Früchten, die er selbst gezogen, von Vorräthen, die ihm seine Freunde brachten. Zuletzt war es Sitte geworden, daß ihn alle die, welche auf dreißig Miglien in der Runde gleichsam unter des alten Ambrogio Negrino Controle standen, wenigstens einmal im Jahre besuchten, am zwanzigsten August, den er nach langem Sträuben endlich als Erinnerungstag an die alte Schreckenszeit festgesetzt hatte.

Ich habe es immer gefürchtet, sprach Hubertus, die athemlose Eile des Wanderns unterbrechend, und ließ sich wiederholt erzählen, was der weltkundige, weitgereiste Hirt, ein Greis mit langen weißen Locken, sonnenverbranntem braunen Antlitz, von den Reden der Offiziere gehört hatte. Um vier Uhr, wiederholte Ambrogio Negrino in einer gewählteren Sprache, als dem hier üblichen Patois, rücken die Truppen von San-Giovanni aus, vertheilen sich in den Bergen und wollen von verschiedenen Seiten dem Thal der Bluteichen so beizukommen suchen, daß sie die ketzerische, dem Teufel opfernde Versammlung mitten in ihren Greueln aufheben können.

Die Möglichkeit einer so irrthümlichen Auffassung ihrer Versammlungen war ihnen nach dem Geist ihrer Umgebungen vollkommen erklärlich. Sie verweilten nicht bei dem Ausdruck ihres Schmerzes über ein so großes Misverständniß; sie überlegten nur. Die Versammlung mußte verhindert und Frâ Federigo, wenn sein Entkommen unmöglich war, in einer Felsenspalte verborgen werden, die Ambrogio Negrino schon lange für diesen Fall aufgefunden und jedem Uneingeweihten unzugänglich gemacht hatte.

So sehr auch die Männer eilten, sie konnten nicht hoffen, vor Anbruch des Morgens an Ort und Stelle zu sein. Auf dem kürzeren Pfade, den sie einschlugen, um an die Abhänge

der oft schneebedeckten Serra del Imperatore zu kommen, begegneten sie niemanden. So durften sie annehmen, daß die geheimverbundenen Getreuen sich schon längst auf den Weg gemacht, ja an der Hütte ihres Meisters schon die Nacht zugebracht hatten.

Die Wanderer kannten sich in ihrer Theilnahme für den einsamen Bewohner des Waldes und hatten nicht nöthig, diese noch durch Worte kundzugeben. Sie tauschten nur ihr Urtheil über die kürzeren Wege aus, wenn die Wildniß überhaupt noch etwas bot, was sich einen Weg nennen ließ. Nur kleine ausgetrocknete Strombetten waren noch die besten dieser Wege; diese gingen verborgen unter Gestrüpp und Büschen hin.

Die Nachtluft wurde frischer. Nebel stiegen auf und verursachten den beiden leichtbekleideten Wanderern ein frostiges Schauern. Der Hirt bot Paoli Vigo seinen langhaarigen Mantel, den dieser nicht abschlug. Zum Glück trug der Pfarrer Schuhe, nicht, wie Hubertus, Sandalen.

Hubertus hatte, als wäre ihm seine ganze Kraft ungeschwächt zurückgekehrt, sein dolchartiges Messer gezogen. An manchem Gebüsch von Steineichen, wo durch die stachlichten Blätter schwer hindurchzukommen war, schnitt er die Zweige nieder und machte die Wildniß wegsam. Dann kamen zuweilen Buchenhaine, die wie zum nächtlichen Reigen der Elfen bestimmt schienen, so licht und traulich glänzten sie in dem abnehmenden Mondlicht und unter den allmählich erblassenden Sternen.

Eine Sorge der Verbundenen konnte sein, ob nicht auch den Lauf des Neto herauf von Strongoli oder aus Umbriatico über den Aspropotamo und Gigante her schon Corps Bewaffneter herüberkamen und das Thal der Bluteichen bereits früher eingeschlossen hatten, als es von ihnen selbst erreicht wurde.

Schon war es vier Uhr. Schon sah man die zunehmende

Helle. Immer matter wurde die Scheibe des Mondes, immer röthlicher erglänzten am blauenden Himmel die Sterne. Schon zeigte sich auf Serra del Imperatore, einem Berg, der an manchen Stellen gen Ost offen und riesig groß vor ihnen lag, die dunkelrothe Glut der aufgehenden Sonne. Die Spitze des Aspropotamo war die erste, die vom Sonnenlicht hell aufleuchtete. Aengstlich spähten sie rundum, ob nicht irgendwo am Rand des von andern Seiten zugänglichen, in grünen und grauen Nebeln schwimmenden Thales eine Waffe blitzte.

Wie sie fast erwartet hatten, so geschah es auch. Als sie mit hellem Tagesanbruch endlich in der Ferne die Bluteichen sahen, entdeckten sie ein reges Gewimmel von Menschen unter den mächtigen Baumkronen. Bald erscholl auch aus der Tiefe, wohin sie niederstiegen, ein vielstimmiger Gesang. Er erklang gegen die dumpfe Litanei in San-Firmiano wie ein jubelndes Schwirren der Lerche in blauer Luft verglichen mit dem trüben Ruf der Unke. Reine helle Frauen- und Kinderstimmen schwangen sich wie geflügelte Tongeister über die Laubdächer. Sie sangen die auch ihnen wohlbekannten einfachen Hymnen, die aus alten Zeiten stammend das Lob des Höchsten priesen und die heilsame Veranstaltung der Erlösung und die Hoffnung aller Christen. Dazwischen läutete ein Glöcklein, von dem sie wußten, daß es denen, die vielleicht noch entfernt waren, den Weg zur Hütte andeuten sollte. Alles das geschah wie im tiefsten Frieden.

Wol hätten die Wanderer sich sagen mögen: Wer wollte diese stille Andacht stören! Wer könnte hier etwas finden wollen, was vor Gott oder Menschen ein Verbrechen wäre! Dennoch mußten sie eilen, die gefahrvolle Feier zu unterbrechen.

Nach einer kurzen Stille, welche die Wanderer durch einen Zuruf aus der Ferne, der die Betenden erschreckt haben würde, nicht unterbrechen mochten, begannen die Stimmen aufs neue

und ließen nach einem vollen, mächtig an den Bergwänden widerhallenden Gesang jene Pausen eintreten, von denen die Wanderer wußten, daß sie die bis zu ihnen herauf nicht hörbare Stimme Federigo's füllte. Federigo sprach dann die Worte vor, die zu singen waren. Alles das, erinnerungsfrisch vor ihre Seele tretend, bewegte sie um so mächtiger, als noch immer der Anblick der Hütte selbst verborgen blieb.

Endlich aber zeigten sich die Windungen von Radgleisen, die im grünen, weichen, oft morastigen, dann von den herrlichsten Farrenkräutern überwucherten Boden von kleinen Karren zurückgeblieben waren. Es mußten heute von weitweg, auch von Rossano und Conigliano die dem Ziegenhirten wohlbekannten Nachkommen der Waldenser erschienen sein. Der helle Lichtstrahl des immer höher und höher über dem Meeresspiegel heraufgestiegenen Sonnenwagens fiel auf die obern Ränder des Thals. Die Nebel zertheilten sich und nun hatte ihr besorgter und zugleich verklärter Blick die volle Aussicht auf die Gruppe der Menschen, die unten versammelt waren und die sie meist kannten. Kinder lagen im Grase; andre hielten Mütter auf ihren Armen; Männer in zottigen Schafspelzen, andere im kurzen Rock des Alpenjägers, Fischer, vom Meer herübergekommen, in ihren rothen Mützen und braunen Mänteln — alle umstanden die Hütte. Ein Haufe von nahezu achtzig Seelen, hochbetagte Greise darunter; aller Mienen mit jenem Ausdruck, den eine gutmüthige Denkart gibt. Noch verdeckten sie das Bild des Mannes, der ihnen, auf die zufällige Veranlassung seiner Begegnung mit Ambrogio Negrino, zehn Jahre lang hier nichts, als nur die Geschichte ihrer unglücklichen Vorfahren erzählte und nicht hindern konnte, daß sie von ihm Belehrung und Anleitung zu reinem Sinn, freilich auch zur Beurtheilung des Glaubens begehrten, in welchem sie äußerlich leben mußten. Federigo

enthielt sich jeder Aufwiegelung ihres an die Gebräuche der herrschenden Kirche gebundenen Gewissens. Auch war die Höhe der Bildung, die im Waldenserthal bei Castellungo geherrscht hatte, hier nicht anzutreffen.

Schon wollte Negrino einen Zuruf erschallen lassen, da hinderte ihn die jetzt hörbar werdende weiche, volle, innig zum Herzen dringende Stimme des Sprechers. Die dem Volk vollkommen verständliche, wenn auch fremdartige italienische Rede desselben fesselte sie. Was bestimmte nur die Warner, diese Feier nicht zu unterbrechen! Was gab ihnen urplötzlich ein so felsenfestes Vertrauen auf Gott, der sich in jedem Menschenherzen, auch in dem der Verfolger, offenbaren müsse —! Hubertus kündigte sich sonst durch scherzende Töne an, die ihn bei Jung und Alt im Gebirge bekannt gemacht hatten; jetzt beschien der erste Sonnenstrahl, der sich zwischen den Imperatore und Gigante hindurchstahl, die glänzende Stirn, die weißen Locken des Freundes und Lehrers, sein unter weißen Brauen aufgeschlagenes begeistertes Auge — jetzt stand er im Pilgerkleid von schwarzem rauhwollenen Tuch, mit entblößtem Halse, um den Leib einen schwarzen Seidengürtel, so hoheitsvoll und edel, daß alle drei aufhorchen und den Fuß hemmen mußten. Die Farbe des Antlitzes, die Hände, alles sah am Freunde blasser und krankhafter aus als sonst. Das von ihren Augen wieder aufgenommene theure Bild eines Greises, den ein jugendliches Feuer noch durch die Erregung seines Geistes für seine letzten Lebenstage durchglühte, schloß in der That die Besorgniß nicht aus, daß diese Lebenstage kaum bis zum beginnenden Winter andauern konnten.

Federigo sah die Dahereilenden nicht. Sein Blick war nach innen gewandt. Schon sprach er Worte, welche allmählich die Kommenden im Zusammenhang verstehen konnten. Zu den

Erweckungen der Waldenser hatten im Piemont gewisse Formen einer öffentlichen Beichte gehört. Wie sich die ersten Christen ein Gemeindeleben aus ihren Privatbeziehungen bildeten und eine so weit gehende Oeffentlichkeit der letzteren einführten, daß es nicht fehlen konnte, die persönlichsten Leidenschaften zur Klage und Rüge hervortreten zu sehen, so walteten auch die Diakonen und „Barben" bei den Waldensern des Amtes der Gerechtigkeit und des Auflegens von Bußen und Strafen. Ebenso trat auch hier bei diesen Versammlungen einer nach dem andern vor und wurde entweder aus eigenem Antrieb oder durch Mahnung veranlaßt, sich zu vertheidigen, sich zu erklären, Lehre oder Versöhnung anzunehmen. Hubertus und Paolo Vigo kannten den Segen, den schon seit lange diese Verständigungen der kleinen Gemeinde unter ihren Mitgliedern hervorgebracht hatten.

Unterwegs hatte Paolo Vigo seinen Begleitern, so wenig sie auch durch Gespräch ihre Schritte hemmen mochten, gelegentlich dennoch wiedererzählt, warum Frà Federigo, als ihn endlich die Genossen Negrino's zur Abhaltung mindestens Einer Versammlung im Jahre überredeten, dazu gerade den Tag des heiligen Bernhard wählte. Nicht nur, daß in der Höhe des August die wichtigsten Ernten beendet waren, Frà Federigo hatte ihm auch das Gedächtniß des Abtes Bernhard von Clairvaux als ein Spiegelbild frommerer Zeiten dargestellt, wo noch einsichtsvolle freimüthige Priester zu heilsamen Zwecken in den Rath der Großen traten. Siebenhundert Jahre war es her und in der Blütezeit des Mittelalters, als ein hoher Ernst die Völker ergriff und Männer erstehen ließ, die von solcher Weihe und Thatkraft kaum in einer wilden, kriegerischen Epoche erwartet werden durften. Als die Philosophie in Frankreich, England und Italien aufblühte, sogar die Dichtkunst über das rohere Deutschland hie und da einen milden Glanz der Sitten verbreitete, die Kreuzzüge

einen seltenen Aufschwung des Gemüths und der Phantasie hervorriefen, zerstörte Rom und die Herrschaft der Päpste noch nicht alle Hoffnungen der Völker und verdunkelte noch nicht alle Lichtschimmer einer besseren Aufklärung. Ein einfacher Bürger in Lyon, Pierre Vaux (Peter Waldus), las die Bibel in einigen Abschnitten, die in die gewandteste und poesiefähigste Sprache der damaligen Zeit, die provenzalische, übersetzt worden waren. Ein wunderbarer Glanz überfiel ihn beim Lesen des den Laien damals gänzlich unbekannten Buches — gerade wie die Jünger, die nach Christi Tod im Dunkeln wandelten, plötzlich an ihrer Seite einen Wanderer bemerkten, der die Schrift so mächtig auslegte. Waldus las seine Entdeckungen Befreundeten vor, ließ die Bibel auf seine Kosten noch vollständiger in die Sprache seiner Landsleute übersetzen und nahm die einfachen Formen des ersten apostolischen Christenthums an. Sein Vermögen gab er seiner Gemeinde; ihre Priester, denen die Ehe unverboten blieb, wählte die Gemeinde selbst; von den Sakramenten behielt man nur Taufe und Abendmahl; letzteres hörte auf ein mystischer Act zu sein und blieb nur noch ein Opfer der Erinnerung; es war eine Reformation ohne Schulgezänk, ohne Disputation der Theologen, eine Läuterung der Lehre allein durch das Herz.

Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich das Wirken der Waldenser. Ein ganzer Gürtel Europas von den französischen Abhängen der Pyrenäen an bis nach Süditalien fiel vom herrschenden Kirchengeist, vom weltlichen Streit der Päpste mit dem Kaiser und zugleich von Geistlichen ab, die damals sogar die Waffen führten und oft im glänzenden Harnisch hoch zu Roß saßen, im wildesten Kampfgewühl die zum Segnen bestimmte Hand mit Blut besudelnd. Mit einem warmen, lebendigen Eifer für die apostolische Reinheit der Lehre und des kirchlichen

Lebens ging die Gesittung Hand in Hand. Gerade dieser Gürtel Europas wurde der blühendste an Gewerbfleiß, Erfindungen, in Künsten und Wissenschaften. Immer weiter und weiter schwang sich ein lichtheller Irisbogen über Europa. Burgund, Deutschland, Böhmen erglänzten von seinem siebenfachen Strahl. Wo der Webstuhl sauste, wo die Industrie der Städte mit dem Betrieb des Ackerbaues zu regem Austausch ihrer Erzeugnisse verbunden war, da erschollen bald auch die neugedichteten Lieder zum Lobe des Höchsten. Ganze Städte und Länderstrecken hatten schon keinen andern Gottesdienst mehr, als den der Waldenser, der Humiliaten, die Armen Brüder. Man erklärte die Kirchen und ihre Pracht für überflüssig und nannte jeden grünen Rasenplatz, jedes Laubdach einer Eiche eine Gott wohlgefällige Kapelle.

Paolo Vigo schilderte die furchtbare Verfolgung, welche nun von Rom aus über diese Bekenner des reinen Christenthums hereinbrach. Er nannte die Päpste bei Namen, welche zum Morden aufforderten. Jene Schreckensthaten des Abtes von Citeaux und jenes Vorbildes eines Alba, des Grafen Simon von Montfort, schilderte er, wie sie mit Feuer und Schwert Männer, Weiber, Kinder vertilgten. Damals kam der Satz der römischen Kirche auf: „Ketzern braucht man nicht das Wort zu halten"; päpstliche Legaten schwuren auf die Hostie, daß, wenn ihnen die Ketzer die Mauern öffneten, sie nur allein mit einigen Priestern einziehen würden, um die bethörten Bewohner zu bekehren; geschah es dann, so warfen sie die Priesterkleider ab, zogen verborgene Schwerter hervor, die Reisigen der fanatisirten Glaubensarmee brachen hinter ihnen her hinein und kein Säugling auf dem Mutterarm entkam dem allgemeinen Blutbade. Beutegier, Habsucht, schürten den Eifer der Verfolgung. Simon von Montfort, Abt Arnold schlugen herrenlos gewordene Länderstrecken zu Fürstenthümern zusammen-

Damals war Graf Raimund von Toulouse ein ebenso unglückliches Oberhaupt der bedrängten evangelischen Bekenner, wie späterhin das Haupt der Hugenotten Coligny. Endlich flüchteten sich die letzten Reste dieses unablässigen Mordens in die Berge, in die Pyrenäen, die Alpen, die Apenninen. Jahrhundertelang erhielten sie sich dort, trotz einer sie auch hier erreichenden zweiten blutigen Verfolgung, die das Werk der neuen Kreuzritter wurde, der Jesuiten. Damals griffen sie in den Thälern Piemonts wiederholt zu den Waffen. Zu jenen tapfern älteren Namen, die mit Maccabäermuth ihre heilige Sache, Haus, Herd, Weib und Kind vertheidigt hatten, gesellten sich neue, wie Heinrich Arnaud, der in offener Schlacht mit einer kleinen Schar Tausende zurückgeschlagen hatte, sich über die steilsten Felsen Piemonts zurückzog, ein Lager in einer Schlucht wie eine Festung erbaute, acht Monate lang, nur von Kräutern lebend, mit seiner kleinen Schar gegen die Kanonen kämpfte, die auf sein Häuflein ein mörderisches Feuer von den Felswänden aus unterhielten, bis sich endlich der Tapfre mit dem Rest seiner Schar, 350 an der Zahl, einen ruhmvollen Abzug erkämpfte. Wie dann auch in Calabrien die Waldenser hingesunken waren, hatte Federigo oft erzählt. Damals starb Negrino in Cosenza den Hungertod, Pascal in Rom auf dem Scheiterhaufen.

Oft hatte Federigo mit seiner rührenden Stimme beklagt, daß besonders solche Thorheiten verderblich wären, die selbst in den Gemüthern der Edeldenkenden hätten Raum gewinnen können. Bernhard von Clairvaux, Abt eines Klosters in Frankreich, Lehrer seines Jahrhunderts, ein Orakel der Fürsten, ein Rath ihrer Rathgeber, ein Straf- und Bußprediger der Geistlichen, der den Päpsten sogar ein: Bis hierher und nicht weiter! zurief; — und auch dieser, wie die heilige, sonst so edle Hildegard, sah in den Thaten und Lehren der Waldenser nur die Eingebungen des

Teufels —! Ambrogio Negrino und Hubertus waren nicht befähigt, sich zu all den Bildern und Erinnerungen aufzuschwingen, die von Paolo Vigo's fieberndерregten Lippen kamen. Herr, erleuchte die Weisen! verstanden jetzt auch die Ankömmlinge aus Federigo's Rede. Mildere ihr Vertrauen auf die eigene Kraft! Wecke dem Guten und Gerechten Deine Fürsprecher im Rath der Großen! Erstícke den Durst nach Rache im Gemüth beleidigter Machthaber! In der That, es schien als wollte Federigo von seinen Freunden Abschied nehmen. Mehr als sonst riß ihn heute seine Rede hin. Er berührte kirchliche Punkte, die er sonst vermieden hatte — er wollte niemanden die Möglichkeit nehmen, mit seinem Pfarrer in leidlicher Verbindung zu leben. Mit großer Wehmuth sprach er: Der heilige Bernhard kann uns in vielem ein Vorbild sein — hochragend wie jener Berg im Norden, der mit ewigem Schnee bedeckt, seinen Namen trägt! Wisset, daß Bernhard jene Lehre, nach welcher auch die Mutter Jesu ohne Sünde empfangen sein soll, sündhaft nannte —! Ihr fragtet mich darum, weil der Heilige Vater diese neue Lehre zu verehren befohlen hat —! Nun wohl! Eines Weibes Name ist heilig, wohl trägt Maria die Erdkugel in Händen, wenn Maria die Kraft bedeuten soll, deren ein schwaches Weib im Aufschwunge ihres Willens fähig ist. Wohl ist zu fassen möglich, wie die alte wilde grausame Zeit, die heidnische, die selbst des Heilands spottete, der sich am Kreuze selbst nicht hätte helfen können, doch vor einer Mutter erschrak, vor einer Mutter sich beugte — o noch den Mörder befällt vor seiner Hinrichtung die Trauer um den Kummer, den er seiner Mutter bereitete —!

Hier stockte der Redner und wollte abbrechen. Aber einige Stimmen unterbrachen ihn und deutlich vernahm man aus einem schlichten Hirtenmunde, der dazwischen sprach, die Worte: Wo Maria dann auch ganz die Königin des Himmels werden soll,

wo bleibt ihr Sohn? Wie kommt da der wahre Mittler zu seiner ihm allein gebührenden Ehre?

Im höchsten Grade gespannt horchten die Ankömmlinge und sogen die Worte ein, mit welchen Federigo erwiderte: Lasset das gehen —! Seht, es war ja sogar ein anderer Heiliger — Bonaventura sein Name — ein Heiliger, der zur Zeit jenes Bernhard lebte — auch der hat den Psalm David's genommen: „Herr, auf dich traue ich, laß mich nimmermehr zu Schanden werden!" — und hat in jedem Seufzer des Vertrauens und der Liebe zu Gott an die Stelle Gottes — ruchlos, um es nur auszusprechen — ein Weib mit seinen menschlichen Fehlen und menschlichem Elend gesetzt: „Maria, auf dich traue ich —! Mutter Gottes, du hast mich erlöset!" So den ganzen Psalm hindurch —! Und dennoch verdanken wir auch dem heiligen Bonaventura so viel Entsiegelungen der frischesten Lebensbrunnen des christlichen Geistes —!

Nein, unterbrachen die Stimmen der Aufgeregten, er lästerte —!

Ich beschwöre euch, rief Federigo, habt Mitleid mit jenen armen Verblendeten, in deren Schoose ihr, kummervoll genug ihre Bräuche theilend, voll Bangen und voll Zagen lebt! Laßt sie die Altäre zu Ehren einer hochbegnadeten Frau mit Zierrath und mit Bändern schmücken —! Laßt sie ihr Gebet des Morgens, des Mittags und des Abends wenigstens an Etwas richten, was mit dem Heiland verwandt ist —! Aber das ist wahr (nun erhob sich die Stimme des Sprechers, von dem man sah, daß ihn die Gesinnungen seiner Umgebungen fortrissen), wenn es Maria ist, die uns erlöst und vor Gott vertreten soll, so konnten jene Räuber, die mit dem Giosafat eure Hütten verbrannten, eure Heerden raubten, auf ihrer fühllosen Brust getrost ihr Bildniß tragen —!

Eine freudige Zustimmung ging mit Zornesruf durch die Reihen.

Wehe einem Kind, fuhr Federigo, aufgeregt und ganz sich nun vergessend fort, das für seine Bewährung im Leben nur die Nachsicht einer Mutter hat! Nie, nie, wenn auch heute in Spezzano die Lampen brennen werden, nie sollt ihr auf die Fürsprache der Mutterschwäche hoffen! Denkt an die klugen Jungfrauen, die im Dunkeln ihr Oel hüteten und die Lampen nur anzündeten, wenn ihr rechter Bräutigam, der Heiland, kam! Nein, ich sehe es, ihr glaubt nicht an die Wahrheit eines gotteslästerlichen Bildes, das sich in einer der großen und herrlichen Kirchen Milanos befindet und das einen Traum unsres heutigen heiligen Bernhard darstellen soll —! Zwei Schiffe steuern dem Himmel zu; des einen Steuer führt der Herr; des andern Maria. Jenes bricht zusammen und seine Mannschaft sinkt in den Abgrund; dieses gleitet sicher dem Hafen des Himmels zu — Maria streckt ihre hülfreiche Hand nach den Scheiternden aus und nun kommen auch sie in den Hafen der Gnade, sie, die mit Christo verloren sein sollen, sie, jetzt nur noch, im Angesicht des hülflosen Jesus, erlöst durch Maria —!

Ein Ausruf des Schreckens über solche Lehren theilte sich selbst Negrino, Hubertus und Paolo Vigo mit.

Zorn regt sich in eurer Brust? sprach Federigo — Eure Blicke sagen: Nimmermehr kann solches ein Heiliger auch nur geträumt haben! Ihr sprecht: Du von Rom verrathener, von Rom auf das Steuer eines untergehenden Schiffes verwiesener Heiland, du, du bist allein der wahre Führer! Deine Hand streckte sich einst über die Wellen aus und ließ den Verzagenden darüber hinwegschreiten! Der Nachen, den du, du gezimmert hast, Sohn des Zimmermanns, die Flagge, die du als Wahrzeichen aufgesteckt, sie, die dein mit dem Blut beschriebenes Kreuz trägt,

sie sollte nicht die glückliche Fahrt, die Einkehr in den Hafen der Seligen gewinnen? Doch wohin verirren wir uns — meine Freunde —! Ihr müßt in eure Wohnungen zurück — müßt wieder sein, was drei Jahrhunderte euch zu sein gezwungen haben — müßt mit dem schuldlosen Nachkommen der Mörder euerer Urväter leben — Vergebt ihnen im Geiste der Liebe und Hoffnung! Versagt euern Priestern nicht die Spenden, die sie noch begehren dürfen! Auch die Spenden der Andacht nicht, die in diesen Ländern üblich sind! Ein Korn reinen Goldes ist immer noch selbst bei dem schlechten Blei der verdorbenen Lehre! Noch ist die Zeit nicht reif, wo der Schmelztiegel Gut und Böse scheiden wird! Aber das Lamm wird bald das fünfte Siegel aufthun, von welchem ich euch oft schon gesprochen habe! Unter den Altären des Himmels werden die Seelen derer, die erwürgt wurden, um des Wortes Gottes willen zu zeugen beginnen, daß es auf Erden weithin widerschalle! Die Stunde kommt näher —! O, bald wird die Freiheit im Glauben und Denken auch für Italien anbrechen! Auch in diese Thäler wird der Lichtstrahl einer neuen Sonne dringen! Läutert euch für diesen großen Augenblick! Thut das Gute, tragt im Herzen euren reinen Sinn und eure geläuterte Hoffnung! Wenn ich — ach! heute von euch scheide — ja, Geliebte ich scheide von euch! Es ist das letzte, letzte — Mal —

Warum mußte nur das Ohr der drei Ankömmlinge und aller in Thränen gebadeten Hörer so gebannt sein vom allgemeinen Schluchzen, Wehklagen, von den Thränen des Redners, daß jene sich still hinter einer der Bluteichen verbargen und die Worte ihres Freundes und Lehrers nicht stören mochten —! Denn nunmehr mußte Hubertus, der Schärferspähende, die erstickte Abschiedsrede Federigo's unterbrechen, auf die ihnen gegenüberliegenden

waldbedeckten Berge deuten und wie ein Verzückter in wilder Hast rufen: Besteigt den Nachen Jesu! Rettet, rettet euch!

Und auch aus dem um den Greis zusammengedrängten Haufen mußten nun wol andere, die seinen Leib zu umfassen, seine Hände, seine Füße zu küssen nicht hindurchdringen konnten, ihr Auge auf die von Hubertus bezeichnete Stelle gerichtet und unter den Bäumen an einzelnen offenen Stellen dieselbe Störung erblickt haben. Ihr Ruf fiel in den des Mönches ein.

Voll Entsetzen erkannten Paolo Vigo und Ambrogio Negrino, die mechanisch dem voranstürmenden Hubertus gefolgt waren, die Flinten der gefürchteten Jäger von Salerno, die in der That, unabhängig vom Corps in San-Giovanni, über den Aspropotamo und Gigante gekommen waren.

Schon stand Hubertus mitten unter den in noch wildere Aufregung gerathenden, theilweise zu den Waffen greifenden Verbündeten. Die Frauen flüchteten sich schreiend zu ihren Karren. Die Kinder drückten sich weinend an ihre Väter, die rathschlagend zusammentraten. Hubertus hatte Federigo schnell begrüßt und seine Hand ergriffen, um ihn den Weg zu führen, den Ambrogio zum Entkommen für den sichersten hielt.

Federigo deutete gelassen auf eine andere Stelle des dichten Waldkranzes, wo sich die rothen Pünktchen mehrten, die Federbüsche an den Hüten der Jäger von Salerno. Die von San-Giovanni erwarteten Truppen hätten allerdings vor drei Stunden noch nicht eintreffen können. Dies war ein Detachement, gekommen vom Meerbusen von Squillace.

Nun war alles auseinander gesprengt und raffte die Karren, die ausgelegten Geräthschaften, die Kinder zusammen. Die Männer standen unentschlossen, ob sie zur Flucht oder zum Widerstande schreiten sollten. Heute zum erstenmal hatte ihr stetes

Drängen, ihr Freund und Rathgeber sollte sie über Rom, über die Priester und die Lehre der Kirche aufklären, eine Erhörung gefunden — den Greis hatte der Schmerz der Trennung fortgerissen. Vier Männer, unter ihnen Ambrogio, schwangen ihre Flinten über Federigo's Haupt. Bei ihnen war die Hitze des südlichen Temperaments von ihrer religiösen Denkart nicht überwunden. Hatte man auch nur ein Dutzend Schußwaffen, fünfzehn Alpenstäbe waren mit Eisen beschlagen; die Messer, die von Fischern und Kohlenbrennern am Gürtel getragen werden, waren lang und geschliffen. Hubertus wartete nur auf das Zeichen, das Federigo geben sollte. Er selbst hatte sich mit einem: Halt da! denen gegenübergestellt, die ihn nicht kennen mochten und die jetzt auch das Erscheinen eines Mönches und eines Priesters für die Vorboten einer unentrinnbaren Gewaltthat ansahen.

Meine Freunde! rief Federigo in die wilde Bewegung hinein. Verschlimmert die Sache nicht noch mehr, als sie schon ist! Wir wissen, daß diese Krieger das Gebirge durchstreifen seit den blutigen Aufständen an den Meeresküsten. Wer weiß, ob sie uns suchen. Wo Weiber und Kinder zugegen sind, kann nichts Uebles vorausgesetzt werden.

Ambrogio Negrino mußte ihm diese Beruhigung nehmen. Er erzählte, was er in San-Giovanni gehört hatte. Paolo Vigo und Hubertus riethen, lieber sofort das Aeußerste anzunehmen und die Sicherheit zu suchen. Seit dem Aufstand der Bandiera war nicht vorgekommen, daß sich zu gleicher Zeit eine so große Anzahl von Soldaten in diesen Gegenden hatte erblicken lassen. Viele der Frauen hatten Soldaten noch im Leben nicht gesehen. Sie standen starr vor Entsetzen und mehrten die Rathlosigkeit der Männer, von denen die Mehrzahl sich vertheidigen wollte.

Federigo bat jedoch alle, sich der Sorge um ihn selbst zu

entschlagen und nur auf die eigene Rettung bedacht zu sein. Den Zumuthungen zur Flucht widerstand er entschieden, ordnete die Leute, daß sie sich in zerstreuten Haufen auf die Heimkehr über solche Wege begeben konnten, welche nur ihm bekannt waren. War auch das Thal so enge, daß ein auf dem Gebirgskamm plötzlich fallender, ohne Zweifel als Alarmzeichen dienender Schuß ringsum im siebenfachen Echo widerhallte, so fehlten Auswege nicht und nicht alle Gebirgsspalten konnten zu gleicher Zeit besetzt sein.

Inzwischen mehrten sich die verdächtigen Zeichen und schon wurden die militärischen Commandos hörbar.

An ein Entrinnen ist nicht zu denken! sagte zu aller Schrecken der jetzt für immer dem Verderben geweihte Pfarrer von San-Giovanni. Ambrogio und Hubertus schilderten zu wiederholter Bestätigung, was sie in San-Giovanni und Spezzano gesehen hatten.

Inzwischen war von den Entschlosseneren unter den Männern ein Rückzug angeordnet worden, der vielleicht noch über die Serra del Imperatore möglich war. Eiligst warf man die Geräthschaften auf die Karren, gebot den Kindern Ruhe, brachte die Maulthiere und Esel in Bewegung und in einer Viertelstunde war es um Federigo's Hütte still geworden. Nur noch Hubertus, Paolo Vigo und Ambrogio Negrino waren zurückgeblieben.

Inständigst bat sie der Greis, jenen Felsenspalt, den er kannte und für vollkommen sicher erklären mußte, statt seiner aufzusuchen. Eilt euch, meine Freunde! sprach er. Kümmert euch nicht mehr um mich! Meine Stunden sind gezählt und ich habe nicht einmal eine schlimme Hoffnung für mich — ich habe sie nur für euch.

Wir sind dort alle sicher, entgegnete Ambrogio.

Ich beschwöre euch, geht allein! wiederholte Federigo. Ich suche mein Ende! Laßt mir, was mir beschieden ist —! Ich versichere euch, es wacht nicht nur Gott über mich, sondern auch manche Freundesseele unter den Menschen. Soll ich euch, meine geliebten, theuern Freunde, unglücklicher machen, als ihr es jetzt schon mit euerm getheilten, zaghaften Herzen seid? Gott ist mein Zeuge, ich pflanzte nichts in euch, was nicht schon in euch war! Ich hielt euch zurück, euch den größten Gefahren preiszugeben. Wenn ich mich dem Drängen nach Entscheidung heute fügte, so ist es billig, daß mich die Folgen allein treffen. Flieht, flieht —! Bewahrt euer Geheimniß, lehrt diese Menschen das ihrige hüten — bald brechen neue Zeiten an! Vielleicht vernimmt noch euer Ohr den Sieg des Evangeliums von Rom aus!

Während dieses Wettstreits — die Verehrer des Greises wollten sein Schicksal theilen — mehrte sich ringsum die Unruhe. Das Thal wurde lebendiger. Von Aexten getroffen brachen hie und da die Zweige zusammen. Hier blitzten Flinten auf, dort entluden sich schon andre. Federigo wehrte Hubertus, der ihn auf seinen Armen forttragen wollte. Rettet nur euch! bat er wiederholt. Für mich ist gesorgt!

Alle starrten, als sie sahen, wie Federigo jetzt in seine Hütte trat, dort ein brennendes Licht ergriff, die Flamme an die von dürrem Moose gefugten Wände hielt und seine Einsiedelei in Flammen steckte.

Paolo Vigo suchte das verzehrende Feuer abzuhalten von den Gedankenschätzen, die hier in Büchern und Blättern aufgehäuft lagen und aus denen er jahrelang Trost und Erhebung geschöpft hatte. Aber die Papiere und Bücher brannten schon und bald züngelte die Flamme um die ganze Hütte.

Gedanken an Rettung und Flucht verließen nun die drei

Freunde gänzlich. Willenlos ließen sie den Greis gewähren. Sein Betragen war seltsam. Fast war es so, als käme ihm dieser Ueberfall erwünscht, ja als wäre er selbst früher oder später auf einen solchen vorbereitet gewesen.

Aus dem Brande ergriff er einige wenige Bücher, um sie zu retten und seltsamerweise noch drei Stäbe, von denen er jedem der Freunde einen mit den Worten einhändigte: Schützt euer Leben und euere Freiheit —! Bewahrt aber, jeder von euch, wie nur irgend möglich, diesen Stab, den ich euch auf die Seele binde —!

Nun vollends blieben sie wie angewurzelt stehen.

Er wiederholte seine Worte und setzte hinzu: Sucht euch mit äußerster Anstrengung diese Stäbe zu erhalten —! Wenn ihr nicht entweichen wollt, ihr Armen, so bitt' ich nur noch dies! Es kommt ein Augenblick, wo ich oder irgendwer euch mittheilt, welche Anwendung ihr von diesen Stäben zu machen habt.

Die Hütte brannte jetzt nieder. Eine Viertelstunde darauf waren alle vier auf einer rauchenden Trümmerstätte die Gefangenen der Inquisition.

Fünfzehn auf der Flucht noch aufgegriffene Männer, an ihrer Spitze auf einem und demselben Karren Federigo, Hubertus, Paolo Vigo und Ambrogio Negrino, kamen am Abend desselben Tages zu Spezzano nicht nur von Reitern und Fußvolk geleitet an, sondern vom Schwarm der Bewohner des halben Gebirgs. Grade war das Kirchenfest von Spezzano mit all den Späßen, die beim Flimmern von tausend Lichtern und Lampen die Gottheit, wie die Chinesen den Neumond feiern, im vollen Gange. Die Ketzer von den Bluteichen! hieß es — Und mancher staunte, darunter einem alten Bekannten zu begegnen. An der Spitze des Zugs befand sich der „Hexenmeister" selbst, jener Greis, der von den Fanatikern verspottet, von den meisten mit

unheimlichem Grauen betrachtet wurde. Die Mehrzahl wurde nach Cosenza abgeführt. Die vier verbundenen Freunde kamen nach Neapel.

Der Abschied, den sie von einander und von den Ihrigen nahmen, ließ selbst die von ihrem Pfarrer fanatisirten Bewohner von Spezzano glauben, daß die Ketzer Menschen bleiben wie andere. Das Weinen der Frauen steckte an. Die Volkshaufen konnten zuletzt von den Mönchen und Priestern, die anhetzen wollten, nicht mehr recht zu Beschimpfungen entflammt werden. Am meisten rührte der Abschied, den Rosalia Mateucci von ihrem in San-Giovanni in solcher Lage begrüßten Bruder, dem Pfarrer Paolo Vigo, nahm. In Spezzano entriß ihm zwar eine Frau das Kind, das er segnen wollte, aber das halbe San-Giovanni, das bis Spezzano mitgezogen war, trat dazwischen und Scagnarello erbot sich sogar, die weinende Rosalia nach Cosenza umsonst zu fahren. Was sie an Geld bei sich trug, hatte sie dem heißgeliebten, unglücklichen Bruder aufgezwungen, den in so unwürdiger, nunmehr diesseits und jenseits verlorner Erniedrigung wiederzusehen ihr das Herz brach. Paolo Vigo sprach laut über die Freude, leiden zu dürfen um des Heilands willen. Als er sogar laut betete, senkten sich die Häupter. Niemand unterbrach seine feierlich erhobene Rede.

Paolo Vigo zog allem, was ihn treffen konnte, das Glück vor, bei Federigo zu sein. Alles hatte man ihm genommen, nur den Stab nicht, den auch die beiden andern Gefangenen trugen. Der Pfarrer von Spezzano zeigte dem Guardian von San-Firmiano, der seinen beiden Klosterangehörigen bis Spezzano gefolgt war, eine Vollmacht des Erzbischofs von Cosenza, welcher zufolge das Kloster die beiden Leviten nicht reclamiren durfte.

Rosalia Mateucci schwur dem hochheiligsten Erzbischof von

Cosenza eine Rache — wie sie nur vom Blick einer Neapolitanerin begleitet sein kann.

Transporte von Gefangenen waren und sind in diesem Lande an sich etwas Gewöhnliches. Der Wagen, begleitet von sechs Schweizer-Dragonern, glitt niederwärts — der kreidigen, staubbedeckten Landstraße und — den blauen Wogen des Meeres zu — hin nach Neapel, wo Hubertus, sich allein als den Urheber aller dieser Schrecken mit Verzweiflung anklagend, nur einen einzigen, alle seine Empfindungen in einem Bilde der Vernichtung zusammenfassenden Gegenstand suchte — die Rauchsäule des Vesuv.

12.

Lucinde hatte vor Jahren geahnt, daß sie nach einer kurzen glänzenden Periode des Glücks bald wieder in Elend herabsinken würde. Allerdings war dies nach dem Tode Ceccone's für einige Zeit eingetroffen.

Aber wie sie am Tage nach dem Hochzeitsfest Olympiens klug berechnet hatte, sie war wenigstens die rechtmäßige Gräfin Sarzana geblieben und in ihrer Theilnahme an den Demonstrationen der modischen Kirchlichkeit lag für alles, was in zweideutiger Weise ihren Ruf hätte treffen können, eine Versöhnung. Sie war eine Büßerin, trug nur dunkle Farben, senkte ihr ohnehin schon zur Erde sich neigendes Haupt in solchem Grade, daß die jetzt fast Sechsunddreißigjährige einen gekrümmten Rücken bekommen zu haben schien und mit ihren noch immer blitzenden Feueraugen die Menschen, das Leben und die Welt von unten her um so unheimlicher betrachtete.

Jetzt, wo Friede und Ruhe wieder in Rom eingezogen war, hatte sie sogar die Mittel gefunden, eine Art „Kreis" um sich zu ziehen. Die Sorge um einen solchen „Kreis" ist nicht gering; sie ist mit steter Aufregung und mancherlei Aerger verbunden. Sie hatte einen Donnerstag proclamirt, wo ihr Haus allgemein und massenhaft zugänglich sein sollte, während sonst zu

ihrem engern Kreise nur wenige „Intimitäten" gehörten. Diese Wiederherstellung war ihr in diesem Herbst und Winter nach vielen Mühen gelungen. Die „Donnerstage" der Gräfin Sarzana waren besucht.

Die Wohnung, die sie innehatte, gehörte dem ältesten Rom des Mittelalters an und lag in der „Straße der Kaufleute". Hier standen alte Paläste, die den herabgekommenen Geschlechtern der alten Tage gehörten; dunkle, verwitterte Steinmassen, oft im Erdgeschoß und Bodengelaß zu Waarenmagazinen benutzt, umgeben von baufälligen Nachbarhäusern. Es lag ein gewisser Nimbus um diese alterthümlichen Wohnungen und selbst im dritten Stock, den die Gräfin Sarzana bewohnte, war einer dieser Paläste leidlich „anständig", auch wenn man im Eingang an den Fässern eines großen Kaufmannsgeschäftes vorüber mußte und die Treppen mit Wollsäcken verengt fand, die nach innen auf die oberen Böden 'gewunden wurden. Darum hatten doch die inneren Gemächer, zumal wenn sie erleuchtet waren, durch Bauart und architektonische Ausschmückung ein beinahe fürstliches Aussehen. An ihren „Donnerstagen" bedienten mehrere Diener in Livree. Für gewöhnlich hatte die Gräfin nur deren zwei. Auch eine Equipage, eine gemiethete, durfte nicht fehlen.

Es war ein Geheimniß, woher die Einnahmen dieser deutschen Dame flossen. Bonaventura, Paula, Graf Hugo hatten ihr oft vergeblich Pensionen angeboten. Ceccone's letzter Wille hatte verlangt, daß sie zeitlebens das kleine Palais bewohnen sollte, wo ihm Graf Sarzana den Tod gegeben. Sie bezog es aber nicht und verwerthete nur die Vergünstigung durch Vermiethung. Als aber Olympia in London selbst nicht mehr mit ihren Einnahmen auskommen konnte, stellte sie die Bedingung, daß Gräfin Sarzana das Palais ihres Onkels entweder selbst bezog oder die Nutznießung an sie, seine Erbin, abtrat.

Lucinde zog letzteres vor. Nun, wo ihr jährlich tausend Scudi fehlten, traten die harten Zeiten ein. Ihre „Missionsreisen" wurden ihr zwar bezahlt, sie wohnte in Ordenshäusern, auch hatte sie eine Hülfe, die ihr manchmal in äußersten Fällen beistand — die alte Fürstin Rucca. Nur wurde auch diese vom Herzog Pumpeo so in Anspruch genommen, daß sie Schulden hatte und im Gegentheil dann von Lucinden zu borgen kam. Lucinde nahm in solchen Fällen keinen Anstand, über die Börsen derer zu gebieten, die unter ihren Bekanntschaften reich waren. So bei Frau von Sicking, die auf ihren geistlichen Tendenzreisen oft nach Rom kam und Lucindens Protection begehrte. Treudchen Ley, deren Gatte, Piter Kattendyk, sich nicht nur in die ernste Lebensaufgabe geworfen hatte, Stadt- und Commerzienrath zu werden, sondern sich auch mit der so schmählich von ihm beleidigten Kirche und Religion auszusöhnen (Professor Guido Goldfinger hatte das Geschäft gerettet und schwang sein Scepter über die Hauptbücher mit tyrannischer Gewalt), auch Treudchen Piter Kattendyk ließ ihrer Freundin Gräfin Lucinde Sarzana eine regelmäßige, wenn auch nur kleine Pension auszahlen. Goldfinger hatte diese als Tribut der Familie, desgleichen infolge letzten Willens der selig verblichenen Schwiegermutter Wally Kattendyk, anerkannt und sogar etwas vergrößert unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Lucinde in der Peterskirche an einem gewissen Altar für das Haus Kattendyk und die Angehörigen desselben jährlich eine Messe lesen lassen sollte — in der That erstand sie diese Seelenwohlthat wohlfeiler, als von Deutschland aus möglich gewesen wäre.

Alle diese Hülfsmittel würden nicht ausgereicht haben, z. B. dem Andenken des Grafen Sarzana, trotzdem, daß er für die Sache des „Atheismus" gefallen war, auf dem Kirchhof an der Porta Pancrazio ein glänzendes Denkmal zu setzen, im eigenen

Wagen zu reisen, einen alten Palazzo in der Strada dei Mercanti zu bewohnen, einen Jour fixe, regelmäßig zwei Bediente und eine Equipage zu halten — wenn nicht Lucinde noch einen Beistand gefunden hätte, welcher der frommen Convertitin seltsamerweise — aus der Türkei kam.

Gräfin Sarzana kannte Italien und wußte, daß dort Speculation nicht schändet. Sollte es auch allmählich herauskommen, daß sie einen Handel mit allerlei kostbaren türkischen Waaren, Shawls, Seidenstoffen, Kleinodien trieb — was that ihr das —! Diese Dinge kamen ihr aus Kleinasien zu, wo in Brussa, an den Abhängen des Olympos, da wo einst im ambrosischen Licht die Götter Homer's gethront, Abdallah Muschir Bei wohnte, ein vornehmer reicher Mann, Renegat und niemand anders, als der ehemalige päpstliche Sporenritter und Oberprocurator Dominicus Rück.

Sie hatte ihn schon vor seiner Beschneidung wiedergesehen. Wir kennen die Schreckensscene, als Ceccone, der ohne Lucindens Plaudereien nicht leben konnte, in einem Cabinet, dessen Thür sich von innen durch Zufallen von selbst verschloß, bei ihr verweilte, Sarzana mit blanker Klinge die Thür sprengte und nach dem Cardinal stach. Als damals Lucinde zu den „Lebendigbegrabenen" floh, ließ sich am Sprachgitter eines Tages ein Fremder melden, der seinen Namen nicht nennen wollte. Ueberall Mord und Verrath fürchtend, wagte sich Lucinde nicht ans Gitter, sondern ließ sich verleugnen. Dieselbe Meldung kam acht Tage später wieder. Als sie dann tiefverschleiert und wie eine Nonne am Gitter erschien und den Mann erkannte, der sie zu sprechen wünschte und den sie zum letzten mal gesehen als einen fast von ihrer eigenen Hand Erhängten, erbebte sie, überflog in schneller Fassung die gegenwärtige Stellung, in welcher sie sich befand, ihre Rücksichten, die Gesinnung, die sie zur Schau tragen

sollte, wechselte nur wenige kalte Worte mit ihm und gab sich ganz den Nimbus, der ihr als Gräfin und Fromme gebührte. Bei einer dritten Meldung nahm sie den unheimlichen Besucher nicht an.

Inzwischen blieb sie bei den alten Parzen des Klosters wohnen und sah die wahnsinnige Lucrezia Bianchi in ihren Armen sterben. Jetzt schrieb ihr Nück: Ob sie denn ganz die deutsche Heimat vergessen hätte, ob sie ihn für unwürdig hielte, dem Puppenspieler Weltgeist hinter die Coulissen zu sehen, mit einzublicken in die Gedankenmaschinerie einer großen, stolzen und die Welt verachtenden Seele, wie die ihrige —? Oder ob sie Furcht haben könnte — vor wem? — vor was? — vor sich selbst doch gewiß am wenigsten? Oder wol gar vor ihm —? Er bot ihr, der in so viele Geheimnisse seines Daseins Eingeweihten, ihr, die ihn vor den schrecklichen Folgen der Rache, die Hammaker noch vom Hochgericht herab ausübte, bewahrt hatte, den Mitgebrauch seines Vermögens an, das er, nach einer Trennung von seiner Frau, so weit an sich gebracht hatte, als ihm sein eigen Erworbenes nicht entzogen werden konnte. Zur Ehe nehmen konnte er Lucinden nur dann, wenn beide die Religion wechselten. Auch das schlug er vor. Er schilderte den „schwarzen Falken", einen Indianerhäuptling voll Tapferkeit, Großmuth, Gerechtigkeitsliebe, der an nichts geglaubt hätte, als an den „großen Geist". Er erläuterte die Philosophie Buddha's mit wenig Federstrichen. Jedenfalls schlug er nicht den verhaßten „Rückschritt" des Protestantismus, sondern, wenn sie wollte, Islam oder Judenthum vor. Lucinde war damals so unglücklich, daß sie diese Zeilen lange mit Aufmerksamkeit betrachtete. Es war ein Brief ganz in jenen Wendungen, wie sie Nück liebte — Cynismus abwechselnd mit Melancholie. Offen gestand er, daß er sich daheim nicht mehr hätte halten können; zu schlimme

Gerüchte hätten ihn verfolgt; ein ruheloser, unsteter Geist irre er jetzt von Stadt zu Stadt und wiche den Menschen aus, die sich vernünftige Wesen dünkten, weil sie wüßten, daß sie einen Kopf, zwei Arme und zwei Beine hätten. Rom, für dessen Macht und Herrlichkeit er sonst seine Vernunft eingesetzt, erschiene ihm eine wüste Einöde. Er müsse sein altes von Hause mitgebrachtes Rom nehmen und es erst über die langweilige Stadt, die er hier anträfe, „überstülpen", um hier auszuhalten. Nur den ihm geistesverwandten Klingsohr hätte er besucht und von diesem die Empfehlung eines ehemaligen türkischen Priesters, der Christ geworden, erhalten. Um seinerseits umgekehrt vielleicht ein Türke zu werden, lerne er von diesem die türkische Sprache. Er bot Lucinden an, sein Weib zu werden und mit ihm nach Kairo zu ziehen.

Sie antwortete ihm nicht und dann verschwand Nück aus Rom. In Neapel, sie erfuhr es später, vervollkommnete er seine Kenntnisse im Türkischen, ging nach Stambul und von da nach Brussa. Ohne ihr die Kälte nachzutragen, die sie ihm bewiesen hatte, schrieb er Lucinden als Abdallah Muschir Bei. Seine Schilderungen zeigten ihn als leidlich glücklich; er beschrieb seine Einrichtung, den Harem seiner Frauen; — nur bedauerte er, daß er krank und alt wäre. Gerade dies von Erdbeben heimgesuchte, doch über alle Beschreibung schöne Brussa hätte er gewählt, weil die berühmten Schwefelquellen der Stadt „direct aus der Hölle flössen". Seinen Justinian könne er nun nicht mehr verwerthen und hätte auch nach so langer Advocatenpraxis ein unwiderstehliches Bedürfniß, ehrlich zu sein. Deshalb wollte er — Kaufmann werden, wie sein Schwager Guido Goldfinger, im Orient befleißigte sich der Kaufmannsstand der Ehrlichkeit. An den berühmten Seidenwebereien Brussas betheiligte sich Abdallah Muschir Bei mit Kapitalien.

Jetzt antwortete ihm Lucinde und es vergingen seitdem nie sechs Monate, wo nicht über Stambul und Venedig für sie ein Geschenk an kostbaren Stoffen, seidenen oder wollenen, an Teppichen und Shawls, auch an kostbaren Geschmeiden ankam. Da in diesen Briefen jeder seinen Standpunkt beibehielt, so konnte die Correspondenz nicht ohne Reiz bleiben. Abdallah verharrte dabei, daß er Lucinden geliebt hätte, liebe und lieben würde in Ewigkeit. Auch noch jetzt könnte er seinen Sklavinnen nur Geschmack abgewinnen, wenn sie seine Phantasie erst in Lucinden verwandelte. Die Geschenke Abdallah's zurückzuschicken oder abzulehnen war umständlich — Lucinde behielt sie und verkaufte sie gelegentlich, wenn sie in Noth war. Ein einziger Shawl gab ihr dann Mittel auf Monate.

Ihre demnach mit türkischem Geld unterhaltenen „ultramontanen Donnerstage" wurden von allen jenen Menschen besucht, die nach Rom ziehen, wie die Weisen des Morgenlandes nach Bethlehem. Alle Nationen waren hier vertreten. Die süßlächelnden jesuitischen Abbés der Franzosen; die englischen Katakombenwallerinnen, die im feuchtmodernden Tuffstein die anderthalbjahrtausendalten Fußtapfen der Wiseman'schen „Fabiola" suchen; deutsche Künstler, die den Untergang des Geschmacks von Rafael's zu weltlichen Madonnen herleiten und wieder an Giotto anknüpfen; deutsche Gelehrte, welche die gangbaren Geschichtsbücher dahin verbessern, daß sie das Gegentheil dessen, was die deutschen Kaiser erstrebten, als das Richtigere darstellen, die Päpste aber zu allen Zeiten Recht behalten lassen — meist fanatische und nicht selten geistvolle Menschen. Gräfin Sarzana wußte sogar solche unter ihnen zu fesseln, die nicht die Intrigue liebten. Das Deutsche, mit dem sie oft begrüßt wurde, behauptete sie vergessen zu haben; schon lange sprach sie nur Italienisch; sie sprach es mit Feinheit, doch in jenem rauhen, tiefliegenden Ton, der am

gewöhnlichen Organ der Italienerinnen den bekannten Wohllaut ihres Gesangs bezweifeln läßt. Ihre Kunst, einen Abend belebt zu machen, niemanden zu lange im Schatten stehen zu lassen, galt für musterhaft. Gelehrte Streitigkeiten duldete sie nur bis zu einem gewissen Grade, der jedoch über den der Oberflächlichkeit vollkommen hinausging. Viel hockte sie unter Büchern, die ihr Klingsohr bis an seinen vor einigen Jahren erfolgten Tod zutrug — die Hektik, die Cigarre und der Orvieto untergruben ihn —; sie lernte unaufhörlich und konnte aus Bibel und Kirchenvätern eine Menge Beispiele für Behauptungen anführen, die den größten Lichtern der Sapienza und des Collegio anregend waren. Ihr Vorsprung war dabei der, daß sie alles Vergangene so nahm, als wär' es gegenwärtig. Die Menschen hatten nach ihrer Auffassung zu allen Zeiten dieselben Schwächen, dieselben Bedürfnisse; die Forderungen der Natur waren sich zu allen Zeiten gleich. „Sonderbar!" sagte sie — „Die Gelehrten sind auf diese Voraussetzung so wenig gerüstet! Für das Natürlichste, für den antiken Gebrauch eines Nasentuches, muß ihnen erst ein Citat aus einem alten Schriftsteller die beruhigende Anlehnung geben!"

Von Klingsohr, dem es gegangen, wie den deutschen Lanzknechten im Mittelalter, wenn sie bis zu dem altgefährlichen Capua kamen, schrieb ihr Abdallah Muschir Bei: „Ist er nun zu seinem Vater und zum Kronsyndikus hinüber! Dieser eitle Prahler! Er erstrebte eine Bedeutung, wozu ihm weniger Fleiß und Beharrlichkeit, wie er vorgab, als schöpferische geistige Kraft fehlte! Statt letzteres offen einzugestehen, schmähte er die Trauben, die ihm zu hoch hingen! Das ganze deutsche Volk ist wie Klingsohr und gewiß fressen es auch noch einmal die Kalmücken und Tartaren!" Lucinde theilte diese Ansicht. Als sie die ihr von Klingsohr hinterlassene Habe desselben musterte, Brauchbares

verkaufte, seine Papiere, seine angefangenen philosophischen Werke unbarmherzig ins Feuer warf, sogar seine Gedichte, in denen nur sie besungen war, ließ sie sich nicht einmal von jener Brieftasche rühren, die einst in Klingsohr's und ihrem eigenen Jugendleben eine so große Rolle gespielt hatte. Nachdem sie einen Augenblick zweifelhaft gewesen war, ob sie nicht dies Andenken an die düsteren Verwickelungen im Hause der Asselyns und Wittekinds gleichfalls mit in jenes Kästchen von Ebenholz legen sollte, das ihren ganzen Lebensschatz enthielt — mit hinzu zu den noch unverkauften Gold- und Silbergeschenken Nück's — zu all den Briefen und Blättchen, die sie von Bonaventura's Hand besaß — zu Serlo's Denkwürdigkeiten und zur Urkunde Leo Perl's — da verbrannte sie es — und gerade an einem Tage, wo bei ihr drei deutsche Pilger vorsprachen, die zu Fuß nach Rom gewallfahrtet kamen, Stephan Lengenich, Jean Baptiste Maria Schnuphase und der Paramentensticker Calasantius Pelikan aus Wien. Alle drei erhielten indessen zeitig den gesandtschaftlichen Rath abzureisen — sie betranken sich täglich.

So gab es der Abwechselungen genug, zu denen sich dann die Reisen, der Aufenthalt in Genua, in Coni gesellte, bis die Revolutionen ausbrachen, wo sich Lucinde in Venedig und glücklicherweise durch jene Hülfe erhielt, die ihr aus dem ruhigen Orient kam.

Es war ein halbes Jahr seit „Wiederherstellung der göttlichen Ordnung" verflossen. Wieder war die römische Saison, kurz vor dem Carneval, in aufsteigender Höhe. Wieder war bei Lucinden einer ihrer „Donnerstage" gewesen. Sie saß, zufrieden mit der Zahl ihrer heutigen Gäste, mit der Erinnerung an ihre eigenen Einfälle und Repliken, die sie zum Besten gegeben (was mustert man nicht alles nach einem Gesellschaftsabend und überdenkt, worin man hatte Effect machen wollen!) Die Herzogin von Amarillas

war zugegen gewesen, noch immer in Trauer gehüllt — im übrigen starr, versteinert und bis zum Peinlichen unbeweglich geworden. Olympia Rucca, die zur Besserung ihrer Finanzen mit ihren Schwiegerältern Frieden geschlossen hatte und sich gleichfalls noch derselben Trauer widmete, die auch noch nicht Ercolano, ihr Gatte, um Cäsar Montalto abgelegt hatte (Ercolano sah in Benno's Verhältniß zu Olympien nur eine persönliche Aufopferung der Freundschaft zu Gunsten seines Friedens, zur Vereinfachung seiner Sorgen um eine „nun einmal schwer zu behandelnde“ Frau — „Es gibt solche Ehemänner —!“ sagte Lucinde). Auch Fefelotti, der wiederum Allmächtige, war dagewesen und hatte Lucinden durch eine heimlich zugeflüsterte Mittheilung erfreut. Sie hatte den Athem des Mannes zwar nicht gern in ihrer Nähe, aber doch hörte sie mit Vergnügen, was er ihr heute zugetuschelt. Es erfüllte sich also, daß (irgendwo in Europa) mit einem hochbetagten lutherischen Landesvater, bei dessen Hoftheater die beiden Fräulein Serlo als Tänzerinnen engagirt, dann im geheimen zu Freiinnen von *** erhoben waren, durch Vermittelung dieser Favoritinnen ein für Rom günstiges Concordat abgeschlossen werden sollte. Hatte auch Lucinde, von der dies Arrangement zu Stande gebracht, gerade kein besonderes Interesse an der Summe, die man ihr zahlen wollte, wenn die Freiinnen von *** nebst ihrer alten Mutter so lange weinten und sich kasteiten und sich abhärmten und den alten Landesvater selbst beim Champagner und nachts zwölf Uhr, wenn er im Mantel verhüllt nach Hause schlich, durch ihre Gewissensbisse peinigten, bis dieser nachgab und den für ein protestantisches Land schmählichen Vertrag mit Rom abschloß — ihr genügte schon, sich die Curie gründlich verpflichtet zu haben und bitterlächelnd — an Serlo's Phantasieen über die Zukunft seiner Töchter denken zu können.

Heute war ein neuer Gast zum dritten mal dagewesen — Pater Stanislaus aus dem Al Gesù, Wenzel von Terschka. Sechs Monate hatte dieser Verlorene in Rom verweilt, ohne daß ihn jemand erblickte. Man sagte allgemein, er hätte eine qualvolle Gefangenschaft, dann eine glorreiche Umänderung seines Sinnes zu bestehen gehabt und nun wäre er nahezu ein Heiliger geworden. Jedem, der etwa erstaunte, wie hier möglich geworden, daß ein Mann erst Priester, dann als solcher weltlich beurlaubt und dahin beauftragt, sich in kurzer Robe in die allgemeine Gesellschaft zu mischen, dann in London zum Ketzerthum übertrat, dennoch wieder nach Rom zurückkehrte, wieder sein altes Priesterkleid — „re quasi bene gesta" sagte Lucinde — wieder anzog — dem wurde erwidert: All diese Wandelungen im Leben Wenzel von Terschka's beruhen auf Verleumdung! Nie war er vorher ein Priester! Nie war er nachher ein Protestant! Jetzt erst führte ihn das Bedürfniß der Heiligung über ein leichtfertiges Leben in die geschlossenen Räume eines Bußhauses! Erst jetzt ist er geistlich geworden, jetzt in den Orden des heiligen Ignaz getreten — und auch jetzt erst heißt er Pater Stanislaus. Allen denen, die etwa an der Richtigkeit dieser Darstellung zweifeln mochten, mußte dieselbe glaubhaft erscheinen, wenn sie die hohle Wange, das düster irrende Auge, den scheuen Blick, den fast verstummten Mund, eine erschreckende Vernichtung an einem Manne wiederfanden, der sonst durch die Gesellschaft wie Quecksilber glitt. Heute war es der dritte Donnerstag, wo der unheimlich brütende, willenlos gewordene — alte Mann bei Gräfin Sarzana saß. Mit dem Schlag der zehnten Stunde brach er jedesmal auf; er, dem sonst die Nacht gehören mußte. Punkt fünfzehn Minuten nach zehn mußte Pater Stanislaus hinter seinen düstern Mauern sein.

Lucinde urtheilte über diese Eindrücke, wie über etwas, was

sich von selbst verstand auf dem Gebiet ihres ganzen Wirkens und Lebens. Sie, die ja auch in dieser Weise zu den Wiedergebornen gehörte, ließ ebenso Terschka gelten. Sie begrüßte ihn ohne jeden Schein einer Kritik und gab dem Pater Stanislaus die Ehre, die seinem Stande gebührte.

Nur ein einziges nagendes Gefühl quälte Lucinden unausgesetzt. Sie, die sonst die Reue als „unnütze Selbstquälerei" verwarf, bereute Eines. Es war ein Wort, das ihr einst bei ihrer ersten Bekanntschaft mit Cardinal Ceccone über den damaligen Bischof von Robillante entfallen war: „Ich besitze in meinen Händen etwas, was ihn auf ewig vernichten könnte!" Daß ihr dies Wort hatte einmal entschlüpfen können, war nur möglich gewesen im ersten Rausche über die ihr gewordenen neuen Erfolge — und im nachhaltenden Zorn über Bonaventura's damalige Abreise von Wien. Bonaventura hatte sie in einer Stadt, wohin sie ihm verkleidet durch ganz Deutschland nachgereist war, zurückgelassen, ohne sich weiter um sie zu bekümmern.

Oft hatte sie diese Aeußerung, die sie auch aus Furcht vor den Drohungen des Grafen Hugo gethan, so oft sie daran erinnert wurde, in Abrede gestellt und den Sinn derselben als harmlos zu deuten gesucht; Ceccone jedoch, Olympia, die Herzogin von Amarillas hatten sich die Aeußerung wohl gemerkt, sie oft wiederholt und sogar so rückhaltlos wiederholt, daß sie Fefelotti bekannt wurde. Dieser, von Haß und Rache gegen Bonaventura seit Jahren unveränderlich erfüllt, hatte Bonaventura's früherem Leben nachgespürt, dem Verschwinden seines Vaters, dem beraubten Sarge auf dem Friedhof von St.-Wolfgang sogar. Nach ihrer fernern frühern Aeußerung: „Käme, was ich habe, zu Tage, so müßte der Unglückliche auf ewig in ein Kloster gehen!" fehlte nicht viel, daß die seit dem Tode Benno's zu einem großen Schlage der Rache Verbundenen, Fefelotti, Olympia,

die Herzogin, schon aus sich selbst heraus die volle Wahrheit trafen. Denn zu einer solchen Entsagung konnte ja nur jemand gezwungen werden, der mit einem dem Priesterthum widersprechenden Makel behaftet war. Selbst die Besuche Terschka's, sein lauernder Umblick und sein grübelndes Schweigen schien dem Privatgefühl Lucindens, das von ihrer öffentlich gespielten Rolle abwich, mit einer Verschwörung gegen Bonaventura und sogar mit ihrem Kästchen in Verbindung zu stehen.

Bonaventura war noch in Rom — mannichfach begnadet und höher noch gehoben, als er schon stand. Im Sommer angekommen, hatte er seine Mutter sterbend gefunden und sie aus dem Leben scheiden sehen. Er hatte von seinem Stiefvater, der nach Deutschland zurückkehrte, Abschied genommen und wollte eben nach Neapel reisen, als er durch einen jener plötzlichen Einfälle, die an dem inzwischen wieder auf den Stuhl Petri zurückgekehrten Statthalter Christi alle Welt kannte, zum Cardinal erhoben wurde. Quid vobis videtur? hatte es in Rücksicht auf den deutschen jungen Kirchenfürsten aus des heiligen Vaters Munde im Consistorium geheißen und alles blickte auf Fefelotti. Die alte Regel, in solchen persönlichen Willensacten des Papstes zu schweigen, ihm die volle Gerechtsame seines Herzens zu lassen, Cardinäle nach eigener Gemüthsregung zu ernennen, wurde auch hier innegehalten, so sehr sich die Zeiten verändert und die Porporati den Charakter einer Ständekammer angenommen hatten, aus deren Majorität weltlichverpflichtete Minister kamen. Die Trauer eines Sohnes um seine Mutter war die nächste Ursache dieser Erhöhung. Ein Erzbischof mußte nach Rom zu solchem Leide kommen —! Dafür allein schon mußte ihm der heilige Vater den Purpur schenken.

Fefelotti schäumte vor Wuth über die ewigen „Rückfälle" des „unverbesserlichen Schwärmers", der die dreifache Krone trug.

Er stürmte zu Lucinden, warf ihr die Veränderungen ihrer Gesinnungen für den Verhaßten vor, reizte sie durch die Schilderung der Glückseligkeit Paula's, die gleichfalls in Rom war, und verlangte von ihr geradezu — jenes Gewisse, das sie gegen die „Creatur einer ihm feindlichen Partei", wie er Bonaventura nannte, seit Jahren in Händen hätte.

Die düstern schwarzen Augenbrauen zusammenziehend stellte Lucinde ihre ehemalige Aeußerung wiederholt in Abrede. Jetzt zumal, wo sie mit Bonaventura auf dem Fuß neuer Hoffnungen stand. Ihre Jahre schreckten sie nicht. Sie hatte die drei verbundenen Freunde Bonaventura, den Grafen Hugo und Paula nie aus dem Auge verloren. Sie beobachtete scharf. Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß sich im Herzen dieser seltsam Verbundenen Entscheidung bringende Kämpfe vollzogen; Bonaventura sprach für die Wünsche des Grafen, der ganz nach Wien übersiedeln oder wieder in Militärdienste treten wollte. Paula stand an einem Scheidewege — ob Rom, ob Wien. Ging sie nach Wien, so waren die Würfel gefallen. Ihre Ehe hatte dann ihre natürliche Ordnung gefunden. Und Bonaventura —? Lucinde war so erregt von dem Gedanken, Bonaventura würde als Cardinal nun dauernd an Rom gebunden sein, müsse dann und wann von Coni herüberkommen, könne sich ihr, ihrer Macht, ihrem Einfluß nicht entziehen, daß sie Fefelotti mit Indignation von sich wies und ihn diesen Gegenstand nie wieder zu erwähnen bat.

Es konnte auffallen, daß der neuernannte Cardinal, dem am Tage der Uebergabe des Purpurhutes eines der ersten Fürstenhäuser Roms die üblichen Honneurs machte — Olympia, die Herzogin von Amarillas wohnten diesen Festen nicht bei — längere Zeit noch in Rom verblieb. Der Herbst war gekommen — sogar auf den Winter kehrte der jüngste der Cardinäle noch immer nicht nach seinem Erzbisthum zurück. Niemand wußte die

Veranlassung dieser verzögerten Abreise. Bonaventura selbst schützte für sein Bleiben Studien über Rom vor. Sein einziger Umgang war Ambrosi und die Salem-Camphausen'sche Familie. Bonaventura blieb bis in das neue Jahr hinein, selbst als es mit Olympia zu den unangenehmsten gesellschaftlichen Reibungen gekommen war. Er will den Carneval sehen! hieß es. Man beruhigte sich scheinbar, nur Fefelotti umgab ihn mit Spionen.

Auch Lucinde forschte. Ganz leise hatte sie einige Fäden von einem Verkehr aufgegriffen, den der neue Cardinal mit Neapel, ja mit dem Silaswald unterhielt. Ende August schon hatte sie in Erfahrung gebracht, daß Frâ Hubertus und jener Einsiedler, der vor Jahren ihnen soviel zu schaffen gemacht hatte, auf Befehl der Inquisition verhaftet worden war. Noch zuckte Fefelotti, den sie deshalb befragte, die Achsel und sagte: Die Jesuiten ließen diesen Ketzer allerdings gefangennehmen, sie mußten ihn aber mit seinen Genossen an die Dominicaner ausliefern! Sie kennen ja die Eifersucht der weißen Kutten gegen die schwarzen! Lucinde hörte, daß Bonaventura's Verbleiben in Rom mit Geheimnissen des Sacro Officio zusammenhing; die klare Uebersicht alles Thatsächlichen fehlte ihr noch. Sie durfte erbangen über ein Wiederbegegnen mit Hubertus; sie wollte aber glücklich sein, wollte hoffen und faßte alles im heitersten Sinne und fürchtete für nichts.

Heute saß sie in der allerlebhaftesten Spannung. Der Grund, warum sie heute noch nicht zur Ruhe gehen wollte und konnte, war kein anderer, als die noch wie im Sturm der Mädchenbrust gefühlte Spannung ihrer Ungeduld, ob die für morgen früh beim ersten Morgengrauen angesetzte endliche Abreise des Grafen — mit oder ohne Paula stattfand.

Das gräfliche Paar lebte sehr zurückgezogen in einem der großen Hotels an Piazza d'Espagna. In den meisten Dingen

war selbst für Lucinden der Schleier des Geheimnißvollen, der den bei Ambrosi wohnenden Bonaventura und die Freunde umgab, undurchdringlich. Auch für die gegenwärtige Situation hatte Lucinde nichts anderes erspähen können, als die Absicht des Grafen, in erster Morgenfrühe die längst beabsichtigte und immer wieder aufgeschobene Reise nach Deutschland anzutreten. In erster Morgenfrühe sollte ein Bekannter eines ihrer Bedienten von Piazza d'Espagna, wo er im Hotel aufwartete, die Nachricht bringen, ob Graf Hugo — mit oder ohne seine Gemahlin abgereist war.

Reiste der Graf mit Paula, so war es ihre Absicht, für ihre noch immer glühende Liebe eine Demonstration zu versuchen. Sie wollte beim Cardinal Ambrosi vorfahren, die Urkunde Leo Perl's, eingesiegelt, mit einem Schreiben an Bonaventura versehen, am Palast der Reliquien abgeben, die Bitte hinzufügen, ihr den Empfang durch eine ausdrückliche Meldung an ihren Wagenschlag oder einen Gruß am Fenster beantworten zu wollen. Reiste Paula mit nach Wien, so hatte sie die Absicht, sich aufs neue in der Glut ihrer nur mit dem Tode ersterbenden Liebe zu zeigen, selbst mit Gefahr, den Bund, der sich gegen Bonaventura verschworen zu haben schien, zu ihren eignen Gegnern zu bekommen und die Protection Fefelotti's zu verlieren. An ihre schon grauen Haare, an ihren gekrümmten Rücken, an ihre sechsunddreißig Jahre sollte sie dabei denken —? Was ist einem Weib von Geist der Spiegel! Liebesfähigkeit gibt ihr der Wille und des Willens ewige Jugend! Da scheut sie keinen Wettkampf mit der glatten Wange des Mädchens — eine „Jungfrau“ war sie ohnehin geblieben bei allen ihren Herzensconflicten mit Oskar Binder, Klingsohr, Serlo, Nück, Ceccone, Fefelotti — Gräfin Sarzana war sie am Altar geworden.

Lucinde nahm aus ihrem Schreibbureau ihr Kästchen. Es

hatte die Form einer größern Reisecassette, war von schwarzgefärbtem Holz und mit einem guten Schloß versehen. Sie schloß es auf — blätterte in Serlo's Papieren — ließ einige Brochen von Türkisen und Diamanten am Lichte funkeln — verlor sich in Träume, überlegte den Brief, den sie schreiben wollte, verschloß ihr Kästchen wieder und wollte nun zur Ruhe gehen.

Als sie begonnen hatte sich in ihrem Schlafcabinet zu entkleiden, hörte sie in der Nähe ein Geräusch. Es war ein eigenthümlicher Ton, dessen Ursache sie sich nicht erklären konnte. Sie ergriff ihr Licht. Indem sie um sich leuchtete, fiel ihr ein, daß sie im Nebenzimmer ihr Schreibbureau offengelassen und ihr Kästchen nicht wieder eingeschlossen hatte. Zitternd trat sie ins Nebenzimmer, fand hier alles still, verschloß rasch ihr Kästchen und blickte um sich. Wieder erscholl der fremdartige leise Ton, der von irgendwoher draußen und dicht neben ihrem Fenster hörbar blieb. Jetzt hätte sie den Ton so erklären mögen, als bewegte der Wind einen Klingeldraht.

Da ein solcher nicht in der Nähe und die Luft still war, die Nacht eher schwül, als windbewegt, so konnte jenes Geräusch nicht vom Winde herkommen. Es dauerte fort. Sollten gar Diebe in der Nähe sein? Bei diesem Gedanken versagte ihr, ihren Dienstboten zu rufen, schon der Athem. Zwar wohnte sie in einer lebhaften Straße, aber mit dem Gegenüber eines alten unbewohnten Palastes. Ein lautausgestoßener Ruf hätte vielleicht die Diebe entwischen lassen.

Jetzt bemerkte sie, während jener leise schnurrende Ton fortdauerte, am Fenster einen Schatten, wie von einem Seil. Ihr Auge blieb auf diesen hin- und herschwankenden Schatten starr gerichtet. Heftig klingelte sie jetzt. Im gleichen Augenblick stürzte vom Dach über ihr auf die Straße ein Ziegel oder sonst ein Gegenstand, der unten zerbrach.

Auf ihren Balcon, der wol gar durch ein Seil von oben her sollte erstiegen werden, hinauszustürzen hatte sie keinen Muth. Der große weite Saal, zu welchem jener Balcon gehörte, war unheimlich; um zu den Bedienten und Mädchen zu gelangen, mußte sie ihn in ganzer Länge durchschreiten. Sie klingelte wiederholt und bekam endlich die Hülfe ihrer Leute.

Vom Balcon aus entdeckte man in der That einen vom Plattdach herabhängenden Strick. Die Diener, leidlich beherzte Bursche aus dem Gebirg, sprangen, ungeachtet alles Abmahnens, mit großen Küchenmessern einen Stock höher und von dort, wo sich die Waarenlager eines Tuchhändlers befanden, auf die Plattform. Hier regte sich nichts. Man hatte nur den freien, sternenhellen Himmel und ein unabsehbares Durcheinander von Schornsteinen. Der Dieb hatte sich demnach bereits in eines der Nachbarhäuser geflüchtet.

Luigi, einer der Bedienten, fand das Seil, das mit dreifachem Knoten um einen hohen Schornstein gewunden war und das jedenfalls einen Menschen halten konnte, der sich etwa auf diesem Wege zum Balcon hätte hinunterlassen wollen.

Ueber dem lauten Rufen und Erörtern wurde auch die nächste Nachbarschaft im zweiten und dritten Stock lebendig. Die Mägde machten sich Muth durch das lauteste Schreien.

Die Nachforschungen, jetzt von den Nachbarn unterstützt, führten zu keiner Entdeckung, die es hätte möglich machen können, den Strick zu erklären. Ohne Zweifel hatte sich der Dieb aus dem Staube gemacht, als er den Schein des von Lucinden in ihr Schlafcabinet getragenen Lichtes entdeckte. Die Gräfin mußte warnen, die Untersuchungen auf dem Boden fortzusetzen, da die Lichter unvorsichtig hin und her flackerten. Jetzt erst erkannte sie, in welcher feuergefährlichen Nachbarschaft sie lebte —! Die Tuchhändler des Ghetto hatten hier ihre Vorräthe an Tuch und

Wolle liegen. Das Parterre war allerdings so verfallen, daß dem Besitzer des Hauses auf anderm Wege für diese Räume keine Miethe mehr wurde.

Als es still geworden war, der Strick abgeschnitten, die Schlösser und Riegel der Schränke untersucht waren und alles wieder zur Ruhe ging, warf sich Lucinde in höchster Aufregung auf ihr Bett und ließ sich von den schreckhaftesten Bildern peinigen, die ihr diesen Ueberfall als schon wirklich vollzogen ausmalten. Und wenn er sich wiederholte —? Wenn wol gar der Dieb im Hause, in den Zimmern noch verborgen wäre? Sie hatte sich eingeriegelt und ihr kostbares Kästchen jetzt mit in ihr Schlafcabinet genommen.

Allerdings lag es nahe, an ihre wunderlichen Handelsgeschäfte, an ihren häufigen Verkauf von Pretiosen zu denken. Ihr aber bildeten sich andere Vorstellungen. Sie dachte an die abenteuerlichsten Absichten — sie sah einen Abgesandten Fefelotti's, der sich ihres Kästchens bemächtigen sollte. Die längst verbleichten Bilder Picard's, Hammaker's, Oskar Binder's tauchten mit frischen Farben vor ihren Augen auf.

Erst der Morgen bot Beruhigung, der ermuthigende, alles belebende Sonnenschein. Rings öffneten sich die an jedem Fenster in Rom angebrachten Markisen, die sich Lucinde freuen konnte diese Nacht nicht geschlossen zu haben; denn nur so hatte sie hören können, was am Fenster vorging. Von allen Bewohnern der Straße schien das nächtliche Ereigniß erörtert zu werden. Neugierige sammelten sich, blickten nach oben und disputirten. Noch einmal suchte man auf den Dächern die Spur des Diebes und fand da auch manchen Ziegelstein losgerissen und manchen alten leeren Blumentopf zertrümmert. Die Oeffnung aber, wo der Dieb niedergestiegen und entkommen sein mußte, konnte in einer Häuserreihe, die sich bis Piazza Navona zog, nicht entdeckt werden.

Um sechs Uhr kam eine Botschaft, welche die Theilnahme Lucindens für jede andere Angelegenheit, selbst für den Besuch des Polizeimeisters (eines Prälaten) und die Untersuchung des von ihm als corpus delicti entgegengenommenen und vielleicht auf Entdeckungen führenden Stricks zurückdrängte. Ihr Kundschafter zeigte ihr an, daß Graf Hugo nach fünf Uhr in einem leichten Reisewagen, den drei Pferde zogen und dem sich ein hochbepackter vierspänniger, Gepäck und Dienerschaft führend, angeschlossen, abgereist war. Paula war nicht zurückgeblieben. Sie war ihrem Gatten nach Wien gefolgt.

So war denn die Entscheidung erfolgt — das jahrelang Keimende endlich zur Reife gediehen —! Neue Sterne — neue Bahnen! Paula folgte also den Mahnungen ihres einst gegebenen Jaworts und zahlte die lang gestundete Schuld der Ehe. Lucinde erkannte die Tragweite dieser Veränderungen; ihre Phantasie ging noch über sie hinaus. Nun galt es in Bonaventura's Leben die freigewordene Stelle einnehmen. Und wie ergriff sie die Aufgabe, die ihr ein neues Hoffen gestellt —! Entschieden und offen wollte sie den Geliebten vor den geheimen Conspirationen der Herzogin und der Fürstin warnen, die schon seine Heimat, Castellungo, Neapel und die Verließe der Inquisition in den Kreis ihrer Forschungen gezogen zu haben schienen. Sie wollte ihm den nächtlichen Ueberfall anzeigen, den sie heute erlebt hatte, und Veranlassung daraus nehmen, zunächst die Urkunde einzusiegeln und einen Augenblick zu erspähen, wo sie Bonaventura bei seinem Freunde sicher zu Hause fand. Auch sie hielt sich in seiner Nähe einen Spion, einen Priester, der dem fremden Kirchenfürsten seit einem halben Jahr von der Congregation der Bischöfe zur Verfügung gestellt war.

Ihre tägliche Messe hörte sie — „um es mit keinem zu verderben“ — bald hier, bald dort. Sie kleidete sich an und fuhr

zunächst an einen Ort in der Nähe des Ambrosi'schen Palastes, wo jener Priester an jedem Morgen ihrer harren und berichten mußte, wo sie den Freund den Tag über sehen konnte, was er beginnen, wo celebriren, wo in Gesellschaft sein würde. Der junge Abbate sprang regelmäßig einen Moment an den Wagenschlag; sie lehnte ihm ihr Ohr hin und erfuhr, wo sie hoffen konnte Bonaventura zu begegnen.

Heute hörte sie zwei Nachrichten. Eine erfreuliche, die, daß beide Cardinäle dem großen Sprachenfest der Propaganda beiwohnen würden, sie also Bonaventura sehen könnte — Dann eine erschreckende — beide Cardinäle würden einen Ausflug nach Neapel machen.

Es war Winterszeit und letzteres glaublich. Aber konnte sie denn nicht folgen? Konnte sie nicht ebenso gut wie andere den neuesten Ausbruch des Vesuv sehen wollen oder vom römischen Winter, der diesmal sogar Eis gebracht hatte, gleichfalls vertrieben werden? Andererseits sah sie mit zunehmendem Befremden die wichtige Rolle, die in Bonaventura's Leben Neapel zu spielen anfing!

Mit diesen wichtigen Kunden fuhr sie in die nächste Kirche — die des Al Gesù, wo eigentlich jeder die Messe hören mußte, der zum guten Ton, namentlich zum triumphirenden der Reaction gehören wollte — —

Während sie dort, über ihre nächsten Entschlüsse brütend kniete, saß Bonaventura in den düstern Zimmern des Katakombenpalastes in der That voll tiefster Trauer.

Die Unfähigkeit des Grafen, länger seine Liebe zu beherrschen, hatte im Wettkampf dreier Herzen den Sieg davongetragen. Noch vor einigen Tagen hatte Paula vom Eintritt in ein Kloster gesprochen. Der Tod der Präsidentin von Wittekind war unmittelbar und in der ganzen Herbigkeit eines sich nur ungern dem

Gesetz der Natur bequemenden Scheidens von den Freunden miterlebt worden. Nun erfuhr Bonaventura, daß das stille Gute Nacht! des gestrigen Abends der Höhe seines Lebens gegolten hatte. Es konnte jetzt nur noch abwärts gehen. Es war zwischen den Freunden so verabredet worden, daß sie sich ohne Abschied trennten.

Die nächste Zerstreuung, die nächste Füllung der Lücke seines Innern bot die Reise nach Neapel. Ambrosi kannte jede Beziehung im Leben seines Freundes. Als Bonaventura's Mutter gestorben war, ging eine Anzeige dieser Entscheidung in den Silaswald. Bonaventura würde die Botschaft in jene Wildniß selbst überbracht haben, hätte ihn nicht noch des Präsidenten Gegenwart und seine tiefste Betrübniß zurückgehalten — dann hielt ihn, als der Präsident abreiste und der Vater, wenigstens für ihn, auferstehen, der Sohn ihm an die Brust sinken konnte, seine Ernennung zum Cardinal zurück.

Federigo's Absicht, selbst nach Rom pilgern zu wollen, hatten die Freunde nicht erfahren können. Denn die jesuitische Reaction, die mit dem Jahre 1849 über Europa hereinbrach, drang selbst bis in jenen dunkeln Winkel eines calabrischen Waldes und brachte den Einsiedler in Gefangenschaft. Monsignore Cocle, der Bevollmächtigte Fefelotti's, hatte jene Versammlung des zwanzigsten August sprengen und sämmtliche Ketzer des Silaswaldes festnehmen lassen.

Ambrosi mußte das Aeußerste aufbieten, um Bonaventura nach dieser Kunde von unüberlegten Schritten zurückzuhalten. Sofort nach Neapel zu reisen, dort an die Pforte der Inquisition zu pochen, wie Bonaventura gewollt — es war für einen Cardinal und Erzbischof unmöglich, falls nicht Vater und Sohn zu gleicher Zeit die größten Nachtheile davon haben sollten. Ambrosi kannte aber den Haß der Dominicaner gegen die Jesuiten, die

Inquisition gehörte jenen; er zog den General-Inquisitor selbst ins Vertrauen.

Pater Lanfranco wirkte in der That im günstigen Sinne nach Neapel. Bald wurde, zur Wuth der Jesuiten, der alte Negrino freigegeben, selbst Paolo Vigo sollte unter gewissen Bedingungen zu Ostern das Sacro Officio verlassen. Von Frâ Federigo sowol wie von dem, auf Betrieb der Jesuiten, aufs heftigste von den Franciscanern reclamirten Hubertus hieß es, beide würden nach Rom geschickt werden, sobald die Acten spruchreif wären, und den letzten Spruch sollte das heilige Officium von Rom fällen.

Alles das wurde allerdings in einem Stil verhandelt, wie er den in solchen Fällen ehemals üblichen Scheiterhaufen entsprach. Doch im Geheimen gab Pater Lanfranco die Versicherung, daß schon bis zur Weihnachtszeit beide Gefangene in Rom sein würden; schon jetzt würden sie besser gehalten, als jemals andere in ähnlicher Lage.

Alles das geschah aus Achtung vor den Empfehlungen zweier Cardinäle und vorzugsweise den Jesuiten zum Trotz. Eine sofortige Unterbrechung der üblichen Proceduren war nicht möglich. Federigo galt für einen Waldenser, war beschuldigt, Proselyten gemacht zu haben, Bonaventura mußte sich in alles ergeben, was zunächst nicht zu ändern war.

Ambrosi bat den Freund, jedenfalls in Rom auszuharren. Er beschwor ihn, sein Interesse für den unglücklichen Vater nicht zu sehr zu verrathen — er würde ihn unfehlbar damit nur verderben. Die beiden Frauen, die vor Jahren die maßlosesten Huldigungen vor dem Bischof von Robillante zur Schau getragen hatten, saßen jetzt im Palast des alten, zum schäbigsten Wucherer gesunkenen Rucca, auf Villa Tibur und Torresani, und ersannen nichts als Kränkungen für einen Priester, dessen neue Erhöhung sie

nicht hatten hindern können. Die Herzogin hatte sich dem Präsidenten mit kalter vornehmer Haltung als seine Stiefmutter vorgestellt. Obschon Erbin des Vermögens, das Friedrich von Wittekind seinem natürlichen Bruder ausgesetzt hatte, gab sie sich doch die Miene, diese Mittel nicht zu bedürfen. Beide Frauen waren jetzt mit Fefelotti verbunden —! Sie sahen Terschka bei sich, sie hatten Geheimnisse, die selbst die schlau aufmerkende, freilich immer sanft erscheinende, demüthig ergebene Gräfin Sarzana nicht erfuhr. Ambrosi bat, alles seiner Führung und der nächsten, sicher nicht zu entfernten Zeit zu überlassen.

Mit Ambrosi war jener Austausch der Freundesbeichten, von welchem sie vor Jahren gesprochen hatten, nunmehr wirklich erfolgt. Einer sah auf den Grund des andern. Ja — Ambrosi war ein Schüler Federigo's und ein nur glücklicherer, als Paolo Vigo —! Ambrosi war ein Märtyrer geworden — um einst mehr werden zu können, als ein Mönch. Was ist ein Dorfpfarrer, der mit einem Bischof einen Streit beginnt! sagte er in der That, ganz nach Bonaventura's Ahnung. Nur ein mit dem Papste Streit beginnender Bischof reformirt die Kirche! Das war seine Losung. Die politischen Stürme unterbrachen seine Entwickelung, aber die Stunde reifte. Vor dem zwanzigsten August 18** hatte auch er dem Bruder Federigo geloben müssen, nichts zu sein, als ein Katholik wie die andern.

Bonaventura hatte dem Freunde offen gestanden, wer Federigo war. Mehr noch — er hatte ihm gesagt, daß ihm selbst — die Taufe fehlte —! Getauft bist du mit dem Geiste Gottes! war die Antwort des muthigen Priesters, der ihm ebenso offen gestand, er hätte sein Leben daran gegeben — einst Statthalter Christi zu werden.

Ambrosi's Gebet um Kraft und Ausdauer war trotz dieser bewußten Absicht, trotz dieses Maskenspiels ein reines und auf-

richtiges. Er bedurfte die Tugend und brauchte sie nicht zu heucheln. Einmal nur war er gestrauchelt, damals als Olympia von ihm gesagt hatte, im Beichtstuhl hätten seine Lippen ihren Mund berührt. Ach, er hätte sie wirklich geliebt! gestand er dem Freunde zu. Er hätte sein Bekenntniß darüber, als er bestraft werden sollte, nicht zurückgehalten — Aber — seltsam! selbst dieser Fanatismus, dem Geist einer Sache, nicht ihrem Buchstaben wahr sein zu wollen, hätte sich ihm in Segen verwandeln müssen — denn nur für um so heiliger hätte man ihn seitdem gehalten —! Wenn Bonaventura sagte: Die Welt erkennt noch Heilige an, wenn es ihrer nur gäbe —! überhoben sich beide nicht — ihr Sinn war der der Läuterung, Demuth und Entsagung.

Die Rettung der katholischen Kirche ist ein allgemeines Concil. In dessen Hände legt der Statthalter Christi seine Gewalt nieder — Das war ihre Losung und beide liebten das Kreuz. Daß die Religion nicht Philosophie sein könne, verstand sich ihnen ebenso von selbst, wie die Unmöglichkeit, daß der Katholicismus zum Lutherthum überging.

Der treuverbundene Freund hatte dem Trauernden, dessen Liebe zu Paula aufs tiefste von ihm aus den eigenen Entbehrungen seines Lebens nachgefühlt werden konnte, unausgesetzt Nachrichten vom Vater aus Neapel gebracht, hatte ihn um Mäßigung gebeten und alles gethan, um die Ungeduld des Sohnes von übereilten Schritten zurückzuhalten. Bis zur Weihnachtszeit wollte sich Bonaventura zufrieden geben.

Die Roratemessen kamen, die Weihnachtskrippen, das neue Jahr brach an — die Gefangenen kamen nicht. Nun wollten sie allerdings beide selbst nach Neapel.

Den Vormittag des sechsten Januar brachte Bonaventura mit geschäftlichen Briefen zu, die an sein erzbischöfliches Capitel gerichtet

werden mußten. Er speiste allein — Ambrosi war auswärts und durch sein Amt bis über Mittag verhindert.

Als Ambrosi zurückkam, begleitete er den Freund zur Piazza d'Espagna, wo die Missionäre der Propaganda ihr großes Sprachenfest hielten. Dort mußten sie Pater Lanfranco finden. Ertheilte ihnen dieser keine Beruhigung, so wollten sie am nächsten Morgen nach Neapel reisen.

Der Saal war überfüllt. Alle Welt ergreift in Rom jede Gelegenheit, anwesend zu sein, wenn sich Würdenträger der Kirche in reicher Anzahl versammeln. Erschienen sie hier auch nicht in ihren großen außergewöhnlichen Prachtgewändern, so trugen viele doch ihre regelmäßigen Ordenskleider. Griechen, Armenier, Kopten, Maroniten befinden sich immer in ihren eigenthümlichen Trachten. Auch für den Freund der Physiognomik gibt es schwerlich einen interessanteren Genuß, als markirte Priesterköpfe zu studiren.

Bonaventura und Ambrosi kamen an, als die Feierlichkeit schon im Gange war. Die Schüler der Propaganda, jüngere und ältere Scholaren, darunter manche bereits geweihte Kleriker, sprachen in all den Zungen, in welchen sie einst auf Missionsreisen die Botschaft des Heils zu verkündigen hofften. Wenigstens konnten Proben von einem Viertelhundert Sprachen vernommen werden. Ein erhabener Gedanke — ergreifend seine Bedeutung — aber die Ausführung brachte Späße mit sich! Drollig erklang es dem italienischen Ohr, wenn ihm auch nur Slawisch gesprochen wurde. Ambrosi hatte Bonaventura in eine Falle gelockt. Er wollte ihn aufheitern. Als beide ankamen, lachte die Versammlung gerade über die Art, wie sich eine Lobpreisung des Höchsten im Polnischen ausnahm.

Bonaventura glaubte anfangs in einen Concertsaal zu treten. Bald entdeckte er die kleine Fürstin Rucca, die in elegantester

Toilette neben ihrem Ercolano saß und so vertraulich mit diesem lachte, als hätte die zehnjährige Episode ihres Lebens mit Benno nicht stattgefunden. In einer gestickten ordenüberladenen Uniform saß Ercolano, lorgnettirte die Damen und klatschte wie im Theater Beifall, wenn eine gewandte Zunge rasch über die schwierigen Passagen der fremden Idiome hinwegkam. Neben Olympien saß die Herzogin von Amarillas mit schneeweißen Haaren; sie blickte mit unversöhntem Groll auf Bonaventura. Olympia beugte sich demuthsvoll dem Cardinal Ambrosi und verzehrte ihn noch jetzt mit ihrem süßlächelnden Gruß — eine Geberde, die ihr auch jetzt noch angenehm stand; gegen Bonaventura dagegen verwandelte sie die süßen Züge in jene ihr eigne plötzliche Kälte und verneigte nicht einmal ihr Haupt, wie wenigstens dies doch die Herzogin gegen beide that.

Gräfin Sarzana fehlte nicht. Sie hatte in ihrer Nähe so viele, die sich mit ihr unterhielten, daß ihr schon Olympia neidische Blicke zuschoß. Der von Ambrosi den Freunden bestellte Sitz war zufällig dem der Gräfin Sarzana so nahe, daß sie mit Bonaventura einige Worte wechseln konnte. Natürlich galten diese der Abreise Paula's. Schließlich sagte sie: Morgen in der Frühe, um zwölf Uhr — find' ich Sie da in Ihrer Wohnung, Eminenz? Zu keinem Besuch. Nur einen gewissen Gegenstand wollt' ich an Ihrem Portal abgeben und eine Beruhigung über den richtigen Empfang haben. Und denken Sie sich — diese Nacht sollte — bei mir —

Ein schallendes Gelächter machte ihre fernere Rede für Bonaventura unhörbar. Ein Neger hatte eben madagassisch gesprochen und Gurgeltöne hervorgebracht, die noch kaum der menschlichen Sprache anzugehören schienen.

Bonaventura war über Lucindens Anblick, über ihre Rede, ihr Bedauern wegen Paula's ergriffen. Welche glänzende Toilette

hatte die Gräfin gemacht —! Sie trug ein schwersammetnes Kleid von dunkelrother Farbe. Arme und Hals waren frei. Den allzu grellen Effect milderte ein schwarzer um den Hals festzugehender Spitzenüberwurf. Um den Nacken schlang sich eine Kette von schwarzen Perlen — mit jenem goldenen Kreuze, das sie nie ablegte. Hier und da war ihr Haar schon grau; ein kleines schwarzes Spitzentuch, das an beiden Seiten mit Brillantnadeln festgehalten wurde, bedeckte es. Die unter den Spitzen vorschimmernden immer noch wohlgerundeten braunen Arme trugen am Handgelenk kleine zierlich gewundene Schlangen aus schwarzer Lava.

Vorzugsweise schien Fürst Ercolano die Claque zu leiten. Eine Côterie ihm ähnlich aufgeputzter Dandies schlug auf seinen Wink die Hände zusammen, so oft eine halsbrechende Passage ohne Stocken von den Lippen der Sprecher glitt, unter denen sich Neger und Malaien befanden. Selbst das heilige Hebräisch fand keine Gnade vor den Ohren dieser Zuhörer, denen schon die andächtiger gestimmten Fremden zuweilen zischen mußten. Freilich klangen auch einzelne Sprachen komisch genug; andere desto melodischer; z. B. das Türkische. Als dies gesprochen wurde, schlug Gräfin Sarzana die Augen nieder. Fürchtete sie, um Abdallah Muschir Bei beobachtet zu werden —? Das Arabische klang schroff, rasch, „wie Rosseshufschlag".*) Ein syrischer Priester sprach kurdisch; in sanftem Wellenschlag flossen die Idiome der wildesten Völker. Dunkel dagegen und trübe erklangen die Sprachen des Nordens, das Englisch der Irländer und Schotten. Einige förmliche Wettreden wurden aufgeführt, an denen mehrere Sprachen theilnahmen. Auch das Holländische wurde hörbar — Deutsch durch den rauhesten oberbairischen Dialekt, der nicht im

*) Neigebaur: „Der Papst und sein Reich."

mindesten Anklang fand und vorzugsweise von Olympien lächerlich gefunden wurde, indem sie auf Bonaventura höhnische Blicke warf.

Ein unverkennbarer Blick aus den Augen der Gräfin Sarzana sagte: Sprächest das Deutsche Du, so wär' es eitel Wohllaut und die Sprache der Götter!

Die Stimmung, in der sich Bonaventura befand (vor ihm lagen die Fenster der von Paula heute verlassenen Wohnung; sie waren geöffnet, mit Spuren der Abreise ihrer bisherigen Bewohner), bestimmte ihn, ihren Blick durch milden Ausdruck des seinigen zu erwidern. War es eine durch die deutsche Sprache geweckte Rührung beim Gedanken an die Heimat, beim Hinblick auf alles das, was schon sein Leben, das Leben seiner Nachbarin auf dem Boden des Vaterlandes durchlaufen hatte und wie sie hier beide das Gewand einer fremden Nationalität angezogen hatten und jetzt in der That durch ihre Lage Verbundene waren — oder welches andere Gefühl ihn ergriffen haben mochte — sein Blick blieb voll Milde und Antheil. Lucinde hätte gewünscht, die Rückgabe der Urkunde schon für heute angesagt zu haben. Sie suchte nach einer Gelegenheit, sich ihm verständlich zu machen und auf alle Fälle mußte sie ihn wegen Neapels befragen.

Vor Bonaventura saßen mehrere Mönche in schlichten Ordensgewändern. Unter ihnen befand sich Pater Lanfranco, der General der Dominicaner.

Ambrosi blinzelte seitwärts auf Bonaventura und flüsterte ihm die Bitte, an den General keine Frage wegen Federigo's zu richten. Neben dem General saßen zwei fremde, wie es schien, angesehene Weltpriester, denen sich anmerken ließ, daß sie zu den Affiliirten der Jesuiten gehörten. Römischkatholische Geistliche haben dafür einen Blick, der sich selten täuscht.

Pater Lanfranco in seiner weißen Kutte saß mit gebeugtem

Haupte; unbeweglich; am kahlen Scheitel war ersichtlichermaßen nur sein Gehör in Thätigkeit. Ein südfranzösischer Kopf, scharf ausgeprägt. Ein Schädel nicht rund, eher länglich und nach oben viereckt auslaufend, wie die getrocknete Feige. Bei einem Lobgesang auf Maria in provenzalischer Sprache wurde seine unbewegliche Gestalt lebendiger.

Ein italienischer Zögling trat auf und sprach malaiisch — die Abwechslung blieb die bunteste —

Als der Redner in seinem wunderlich lautenden Vortrag stockte, sagte einer der Nebenmänner des Generals: Im Sacro Officio sollen jetzt Ihre Brüder in Neapel einen Mönch haben, der diese Sprache besser versteht!

Sie kommt mir vor, entgegnete Lanfranco in einem fremdartigen Italienisch, als balancirte ein Jongleur auf der Lippe mit geschliffenen Messern; es kann wol eines zur Erde fallen.

Bonaventura konnte nicht den Namen Neapels nennen hören ohne aufzuhorchen. Noch dachte er nicht an den Bruder Hubertus, von dem ihm hätte bekannt sein dürfen, daß er ehemals in Java lebte.

Nach einer Weile wurde auch ein auf dem Programm verzeichneter holländischer Vortrag gehalten, für den der General der Jesuiten, ein Holländer, competent gewesen wäre — er war nicht anwesend. Diese Probe ging geläufiger. Der General der Dominicaner sagte zu seinem Nebenmann: Ist Ihr Malaie nicht auch mit dem Holländischen vertraut?

Gewiß! sagten seine beiden Nebenmänner zu gleicher Zeit und einer fügte hinzu: Jener Bruder Franciscaner ist es, der vor Jahren den Pasqualetto erschoß.

Bonaventura, nun erkennend, daß von Hubertus die Rede war, wollte sich in die Unterhaltung mischen, als ihn Ambrosi mit einer heimlichen Handbewegung zurückhielt. Merkt Ihr denn

nicht, mein Freund, flüsterte er ihm zu, daß es nur darauf abgesehen ist, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen?

In der That warfen die beiden Weltgeistlichen flüchtig schielende Blicke auf die hinter ihnen Sitzenden und trugen ihre Plaudereien so stark auf, daß sich Ambrosi's Verdacht bestätigte.

Der General schien wie Ambrosi zu denken und schwieg.

Doch nun wurden von seinen Nebenmännern auch die Ketzer des Silaswaldes erwähnt. Frâ Federigo's Name fiel, für beide, Bonaventura und Ambrosi, ein elektrischer Schlag.

Immer wieder unterbrach der Redeactus, das Beifallklatschen und das Lachen, das Blättern in den Programmen eine Unterhaltung, die offenbar der General auf andere Gegenstände zu lenken suchte, als die waren, an denen seine Nebenmänner durchaus festhielten.

Jetzt sagte der Gesprächigste von ihnen, der dem General zur Linken saß: Ew. Gnaden werden am besten die Bücher lesen können, welche bei jenem Hexenmeister im Silaswald gefunden worden sind; die meisten verbrannte er in seiner Hütte selbst. Sie sind in provenzalischer Sprache geschrieben.

Sind die Gefangenen eingetroffen? fragte jetzt der andere.

Ich hörte bei Monsignore Cocle, fuhr der erste fort, daß Einer von ihnen kaum die Anstrengung der Reise überleben wird.

Dennoch sind sie da! betonte Lanfranco scharf und bestimmt und schnitt damit das Gespräch ab.

Die Wirkung dieser Worte, wurden sie nun in berechneter Weise so gesprochen oder nicht, war keine andere, als daß sich Bonaventura sofort erhob und zum Gehen bereit machte.

Das Aufsehen dieser Entfernung, welcher sich auch Cardinal Ambrosi anschloß, war allgemein. Jetzt sah man erst, wie diese beiden Priestererscheinungen das Interesse der ganzen römischen Gesellschaft bildeten. Für ihren hohen Rang waren es zwei noch

jugendlich und männlich schöne Gestalten. Der eine schlank und ernst wie die Cypresse, der andere blühend wie der Rosenstrauch. Von manchem Maler, von mancher englischen Touristin, wurden ihre Züge verstohlen aufgefangen. Beide senkten jetzt ihre Augen. Jener, um nur überhaupt seiner Sinne mächtig bleiben zu können und im überfüllten Saal nicht ohnmächtig zu werden; dieser mit der ihm eignen lächelnden Schüchternheit, die ihm selbst in seinem jetzigen reiferen Alter zurückgeblieben war. Der Salonwitz nannte beide Freunde die „Inséparables“, andere „Castor und Pollux“, andere „Orest und Pylades“ — nicht selten mit jenen verdächtigen Nebenbeziehungen, die dem katholischen Priesterstand zur Strafe anhaften werden, solange er das Weib verschmäht.

Im Vorsaal wurde dem Cardinal Ambrosi von einem Dominicaner ein Brief überreicht. Er erbrach ihn sofort.

Als die beiden Freunde in ihrer alterthümlichen vergoldeten Kutsche saßen, gab Ambrosi den Brief an Bonaventura. Er enthielt die Worte: „Die Männer von Calabrien sind angekommen! Dem Besuch des Erzbischofs von Coni bei seinem Diöcesanen, dem Einsiedler von Castellungo, steht nichts im Wege — Leider findet er den Mann, trotz aller ärztlichen Bemühungen, dem Tode nahe —“

Zum Vatican! rief Bonaventura dem Kutscher mit Lippen, die fieberhaft zusammenschlugen.

Beruhige dich —! sprach Ambrosi und zitterte doch selbst.

Wir treffen ihn sterbend —! Wie ich geahnt! — Meine Strafe das —!

Ambrosi versuchte Hoffnungen auszusprechen. Aber die Stimme versagte ihm. Wie eine Mutter nach ihrer Geburtsstunde von Fieberschauern erschüttert wird, so lag Bonaventura in Ambrosi's Armen. Selbst des Befremdens, das Ambrosi über die Reden

der beiden Geistlichen aus Neapel auszudrücken versuchte, konnte sein Ohr nicht mehr achten.

Der Wagen jagte über den Corso, der Tiberbrücke zu und zum Vatican —

Für viele der beim Sprachenfest Zurückgebliebenen hatte die Sitzung durch die Entfernung der beiden gefeierten jungen Cardinäle ihr Interesse verloren. Da sie nicht wiederkamen, so entfernten sich auch andere. Sogar Olympiens Wagen und der der Herzogin rollten bald von dannen. Vor ihnen hatten sich schon die beiden Weltgeistlichen entfernt. Nun ging auch der General der Dominicaner.

Lucindens scharfes Auge beobachtete, wie alles das in irgendeinem Zusammenhange stand und wie etwas vorgefallen sein mußte, das erschütternd in das Leben ihres Heiligen griff. Was nur konnte es sein —! Und Ihr konnte etwas verloren gehen —?! Was hatte Olympia im Werk? Auch ihr war nur ein flüchtiger Gruß von ihr zu Theil geworden — Schon oft hatte auch Olympia nach dem Inhalt ihres Kästchens verlangt — Schon oft hatte auch sie von den Geheimnissen der Inquisition gesprochen und ihre Thorheit verwünscht, die sie vor Jahren die Dominicaner, um Bonaventura's willen, beleidigen ließ.

Lucinde, hochaufgeregt, erhob sich. Daß sie am Palast der Katakomben halten und durch ihren Bedienten hinauffsagen ließ: Gräfin Sarzana erkundigte sich, ob Se. Eminenz ein Uebelbefinden betroffen hätte? war in der Ordnung. Sie erfuhr, daß beide Cardinäle noch nicht zurück waren.

So konnte der Gesundheit des Freundes nichts Bedenkliches begegnet sein. Sie sann den Gründen seiner schnellen Entfernung vergeblich nach und verlor sich in Vorstellungen wunderlicher Art. Und wie es dem Menschen ergeht, daß er nur immer allein seine eigne Betheiligung am Schicksal andrer vor

Augen hat und, sei's im guten oder schlimmen Sinne, die eigne Betheiligung übertreibt, so stand ihr auch nur ihr Geheimniß über Bonaventura's Taufe vor Augen. Es ist entdeckt —! sagte sie sich. Sturla wußte davon. Es fehlt noch die authentische Bestätigung — die Urkunde aus meiner Hand —! Man wollte sie schon diese Nacht stehlen —! Sie hätte ihm Leo Perl's Brief noch heute zurückgeben mögen.

Bei alledem — welch glückliche Beziehung schien sich nun doch, ohne Paula, wiederherzustellen —! Die Wonnen eines liebenden weiblichen Herzens sind nicht zu ermessen. So nur allein am Fenster des Geliebten einige Minuten harren, so nur die Kunde empfangen zu dürfen, man würde die Anfrage ausrichten — dann sich vorstellen: er kommt — er denkt an Dich — er besinnt sich auf den gewissen Gegenstand — er lächelt — er erinnert sich der beiden Abschiede, die er von Dir nahm, jener beiden Male, wo Du vor ihm auf der Erde lagst — alles das schon allein kann eine Welt des Glücks für ein wahnbethörtes, für die größten Lebenshoffnungen geduldig von kleinen Almosen zehrendes Herz werden.

Die Gräfin kam in ihre heute aus Besorgniß doppelt erhellte Wohnung gerade zur rechten Zeit zurück, um sich mit dem Monsignore Vice-Camerlengo, dem Gouverneur von Rom, zu verständigen. Auch dieser war ein Priester. Er ertheilte den im Kirchenstaat in solchen Fällen üblichen Bescheid: Lassen Sie es auf sich beruhen, Eccellenza —! Denn entdeckt man die Sache, wie sie ist, so könnte es leicht für Sie noch schlimmer werden!

Lucinde kannte Rom. Der hohe Prälat blieb eine Weile zum Plaudern; dann war sie allein und frei. Sie schloß sich in ihr Zimmer ein und begann einen Brief, der die Urkunde begleiten sollte. Sie hauchte in diese Zeilen ihr ganzes Leben.

13.

Besucht man in Rom die Peterskirche, läßt sich ihre geheimen Kammern aufschließen, die Sakristeien, die fürstlichen Antichambren gleichen, und schreitet man dann über einen kleinen, der deutschen Nation uralt zu eigen gehörenden Kirchhof und an Gebäuden vorüber, in denen die Wäsche des heiligen Vaters und das Leingeräth zum Kirchengebrauch in St.-Peter gereinigt und getrocknet wird, so findet man in einer engen menschenleeren Gasse ein unschönes Eckgebäude mit kleinen, unregelmäßigen Fenstern — ein Gebäude, das einer alten Kaserne gleicht.

Vollends sieht ein unförmliches Thor dem Eingang zu einer Festung ähnlich. Im düstern Hofe befindet sich ein Wachtposten. Man gefällt sich in Rom in dem Scheine, dies Gebäude der Welt als ein solches zu zeigen, das sich gleichsam überlebt hätte. Es ist der Palast der Inquisition.

Michael Ghislieri, als Pius V. Anstifter der Bartholomäusnacht, war einst der Besitzer dieses Palastes und machte ihn den Dominicanern zum Geschenk. Im vorderen Hause wohnen die Inquisitoren und ihre „Familiaren". Dann kommen zwei Höfe, die von einem Mittelgebäude getrennt werden. Im hintern Hause liegen die Gefängnisse des Sacro Officio.

Im achtzehnten Jahrhundert war auch in die katholische Kirche ein freisinniger Geist gedrungen — die Franzosen der Republik fanden 1797 die Gefängnisse der Inquisition leer. Ihre Folterkammern und unterirdischen Verließe allerdings hatten noch nicht entfernt werden können, diese waren geblieben und grauenvoll genug anzusehen, wie nur ein alter Hungerthurm von Florenz oder Pisa. Die Römlinge behaupten, die Revolution von 1848 hätte das Bedürfniß gehabt, wirkliche Gefangene, „Opfer der Inquisition", jedenfalls menschliche Gebeine, Todtenschädel, Zangen und Folterinstrumente im Inquisitionspalast vorfinden zu lassen und die Dictatoren der Republik hätten zu dem Ende das Arrangement getroffen, daß dergleichen angetroffen wurde. Wenigstens sind noch jetzt einige Professoren der Sapienza bereit, zu erzählen, daß ein ganzer Vorrath von Gerippen, Knochen, unter andern das Skelet einer Frau, von deren Schädel noch das schönste Haar niederfloß, aus — der Anatomie zu diesem Zweck wäre geliefert worden.

Als einen noch lebenden Gefangenen entdeckte der stürmende Volkshaufe von 1848 nur einen einzigen. Es war ein ägyptischer Erzbischof, der seit Jahren hier eingekerkert saß. Widerrechtlich hatte er die erzbischöfliche Weihe empfangen, entkleidet konnte er derselben nicht mehr werden, der Duft der priesterlichen Salbung verfliegt selbst am Verbrecher nicht; so mußte der ägyptische falsche Kirchenfürst sich gefallen lassen, hier im lebenslänglichen Kerker Erzbischof eines Pyramidengrabes zu sein. Die Aegypter lieben und verehren die Thiere. Der Gefängnißwärter, ein Laienbruder der Dominicaner, besaß einen Vogel. Diesem hatte der falsche Erzbischof die schönsten Weisen gelehrt, ihn täglich gefüttert — einige Jahre lang. Da brach der Volkshaufe in den Palast, befreite ihn — der Aegypter kehrte in die Welt zurück, nicht wissend, was er in ihr anfangen sollte. Er

hatte Sehnsucht nach seinem Vogel und bat — ihn lebenslänglich in seinen Kerker zurückzulassen.*)

Die alten Verließe, in denen es einst nicht so idyllisch und nicht so zur Verherrlichung der humanen Inquisition herging, sind immer noch da; sogar die Reste des Neronischen Circus, auf denen diese ganze Umgebung des Vatican gebaut worden ist. Folterkammern, diese nicht aus heidnischer, sondern aus christlicher Zeit, eiserne Ringe an den Mauern, Inschriften an den Wänden, die von den Gefangenen herrühren, wie: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen leiden, denn das Himmelreich ist ihrer" — Alles das findet sich noch. Auch die Stätten sind da, wo die Bekenner des geläuterten Glaubens verbrannt wurden, wie jener Luigi Pascal aus dem Silaswalde. Hier liegen noch zu Tausenden die Exemplare jener oft kaum noch aufzutreibenden Bücher, die Rom verbrennen ließ. Die Proceßacten aller Inquisitionsopfer liegen hier beisammen zu Capiteln in der Geschichte des menschlichen Geistes, die noch geschrieben werden sollen. Und noch jetzt stehen über der Schwelle jedes Kerkers Bibelsprüche, die gewiß mit grausamem Hohn oft die Seele des Gefangenen verwundeten, wenn er sie beschritt und las: „Du wirst verflucht sein, wenn du eingehst, und verflucht, wenn du ausgehst!" —**)

Die Verurtheilung der Bibelleser und der Verbreiter des Protestantismus durch die Inquisition fehlt allerdings auch noch jetzt keineswegs. Die Dominicaner von Florenz, die einst ihren eigenen Prior Savonarola verbrannten, thaten auch noch gegen das Madiai'sche Ehepaar***) ihre „Pflicht". Aber die Folter-

---

*) Thatsache.

**) Wörtlich zu lesen.

***) 1856.

werkzeuge und Hinrichtungen sind jetzt in Italien an die politischen Gefängnisse übergegangen. Vorführungen und Verurtheilungen im schwarzverhangenen Saale des Tribunals mit dem Wappen Pius' V. und dem Porträt des heiligen Dominicus kommen nur noch selten vor. Die Qualificatoren und Familiaren der Inquisition sitzen in einem solchen Falle wie beim Gericht der Feme. Die Fenster sind verhangen — Altar und Crucifix stehen unter einem Baldachin von schwarzem Sammet — sechs Wachskerzen sind angezündet. Zur Seite erhebt sich eine schwarze Estrade, auf welche der Pater Ankläger tritt, um die Beschuldigungen vorzulesen. Beginnt ein Gericht, so öffnet ein Official der Inquisitoren die Thür und ruft: Ruhe! Ruhe! Ruhe! Es nahen die heiligen Väter! Dann treten diese, in ihren weißen Kutten, schwarzen Mänteln und Kapuzen, feierlich ein, knieen vor dem Altar, beten, erheben sich, und ihr Führer, der Inquisitor-Commissarius, beginnt den heiligen Erleuchtungsgesang: „Veni Creator spiritus." Dann ergreift der Vorsitzende die silberne Klingel und die Angeklagten müssen erscheinen — in braunen Kleidern, um den Hals den Strick, in der Hand eine brennende Kerze.

Auch ein aus Neapel hereingebrachter „waldensischer Geistlicher" und ein Laienbruder des heiligen Franciscus, der eines unsteten, abenteuerlichen Lebens angeklagt war, mit ihnen ein Geistlicher, der trotz seiner Clausur in einem Strafkloster zu mehreren von jenem Geistlichen verführten ketzerischen Seelen hielt, endlich ein alter Hirt aus Calabrien hatten in dieser Weise noch im vorigen Jahr vor einem Gericht der Inquisition Neapels gestanden. Das heilige Officium von Neapel lieferte sie auf höhere Weisung nach Rom — wohin drei von ihnen vor kurzem angekommen waren. Verschmachtet der Eine — nicht infolge der an ihm verübten Martern oder peinlicher Entbehrungen, sondern

durch die Jahre. Die beiden andern gedrückt durch Kummer und Sorge um diesen ihren greisen Mitgefangenen. Negrino wurde in den Silaswald zurückgeschickt.

Einen Tag vor ihrer Abreise von Neapel standen sie alle vier zum letzten mal vor dem dortigen Gericht. Da schon mußten den Bruder Federigo die Laienbrüder der Dominicaner tragen. Was ihnen zur Last gelegt wurde, hatten die Gefangenen eingestanden. Der Spruch war nicht zu hart. Die Jesuiten wollten das Verderben dieser Leute — infolge dessen trotzten die Dominicaner. Das ist die innere hierarchische Welt. Hubertus sollte zu seinem gleichfalls in Alarm gebrachten Orden zurück in die Strafzellen auf San-Pietro in Montorio. Federigo sollte seinen Spruch in Rom empfangen. Paolo Vigo hatte geloben müssen, Italien zu verlassen. Negrino wurde auf einige Jahre excommunicirt und unter polizeiliche und kirchliche Aufsicht gestellt.

Die Oberaufsicht über die Gefängnisse der Inquisition hat nicht der General der Dominicaner allein, sondern mit ihm ein Maestro del Sacro Palazzo, gleichfalls ein Dominicaner, zu gleicher Zeit Haushofmeister des Papstes, nach unserm Sprachgebrauch Kammerherr und Oberhofmarschall. Die Aufsicht im Inquisitionspalast selbst führt ein einfacher Prälat des Officiums.

Dieser war keineswegs erstaunt, in so eiliger Hast zwei Cardinäle vorfahren zu sehen. Der General — dieser war es, der dem Cardinal Ambrosi geschrieben — hatte auch ihn bereits instruirt. Der Erzbischof von Coni hatte ordnungsgemäß die seelsorgliche Competenz für den ehemaligen Eremiten von Castellungo. Waren vollends beide Deutsche, so konnte der Besuch in der Ordnung erscheinen. Im Vatican waren Bonaventura und Ambrosi gern gesehen; der Maestro del Sacro Palazzo, Hofmarschall Pater Tommaso, hatte schon seit längerer Zeit zu allen, jene Ketzer

aus dem Silaswald betreffenden Wünschen Ambrosi's seine Zustimmung gegeben.

Cardinal Ambrosi stieg zuerst aus und erklärte mit bewegter Stimme, Monsignore d'Asselyno wünsche Einlaß in die Zelle des sogenannten Frâ Federigo.

Der Prälat setzte der Erfüllung dieses Wunsches nichts entgegen und machte dem noch im Wagen sitzenden Cardinal d'Asselyno die Anzeige, der General und Pater Tommaso hätten bereits die entsprechenden Befehle gegeben.

Bonaventura stieg aus. Seine Caudatarien mußten ihm aus dem Wagen helfen.

Ambrosi kannte Hubertus von ihrem Zusammenleben im Kloster San-Pietro in Montorio her. Nicht auffallen durfte es, wenn auch er wünschte, während dessen zu diesem gelassen zu werden. Hubertus war ein Mitglied des Ordens, dem er selbst angehörte.

Der Prälat erklärte, daß Hubertus und Paolo Vigo versprochen hätten, sich bis auf weiteres nach San-Pietro in Montorio zu begeben — aber der Aelteste der Gefangenen, Frâ Federigo, wäre bedenklich erkrankt und schiene seinem Ende nahe. In Ambrosi's Antlitz zuckte es schmerzlich auf — er wollte die vielleicht letzte Begegnung zwischen Vater und Sohn nicht stören. Obschon selbst von mächtigster Sehnsucht nach seinem alten Lehrer ergriffen, ließ er Bonaventura den Vortritt.

Der Prälat führte seinen hohen Besuch über den Hof, eine Stiege hinauf, wo sich die Cardinäle trennen mußten. Noch geleitete Ambrosi den halb ohnmächtigen Freund bis dicht vor die Zelle, die er bat für diesen aufzuschließen. Ueber derselben standen die grausamen Worte aus dem 109. Psalm: „Der Satan muß stehen zu deiner Rechten!"*) Wie auch die Jesuiten alles auf-

*) Vorhandene Inschrift.

boten, die Dominicaner zur Ausübung ihrer alten Gerechtsame zu zwingen, dennoch konnte man sagen: Der Katholicismus dieser Form ist todt und das Al Gesù kann und wird ihn nicht wieder lebendig machen.

Die Thür steht offen! sprach der Prälat. Zwei Väter sind beschäftigt, dem Unglücklichen die letzten Tröstungen zu geben. Aerzte hat er abgelehnt. Doch sind deren in der Nähe. Sie geben keine Hoffnung!

Die letzten Tröstungen! sprach Ambrosi für sich und setzte laut hinzu: Ueberlaßt die Vorbereitung seinem Oberhirten! In der Stille der Einsamkeit wird die Seele des Armen seinen Mahnungen zugänglicher sein.

Der Prälat, einverstanden und verbindlich sich verbeugend, öffnete ohne Argwohn die Thür.

Zwei weißgekleidete Mönche saßen in einem dunklen Vorgemach und lasen mit lauter Stimme im Brevier. Der Prälat winkte ihnen aufzuhören und ihm zu folgen. Sie traten mit ihm hinaus.

Bonaventura's Seele drohte den Körper zu verlassen. Bewußtlos hob er den Fuß über die Schwelle. Die Thür wurde leise hinter ihm angelehnt. Hinter dem dunklen Vorgemach folgte ein Zwischenzimmer, erhellt durch eine Lampe, die in einem dritten Raum, in einem Alkoven stand. Noch konnte der athemlos und zitternd sich Nähernde nicht das Lager entdecken, wo jener ihm nun endlich zugängliche — „Begriff" lag, der einen Augenblick nach dem Gruß der Liebe und des Erkennens vielleicht für immer aus dem Leben schied. Ein Begriff —? Wenn nun die Person, die ihn erfüllte, dennoch eine andre war —?

Eine Weile verharrte Bonaventura in einer unbeweglichen Stellung. Alle Lebensströme schienen in diesem Augenblick ihm

zu stocken. Eine unendliche Freude und ein unendlicher Schmerz stritten in seinem Innern um die Herrschaft.

Qui — viene? erscholl es jetzt mit einem Ton, der dem Lauschenden durch die Seele schnitt, ob er ihm gleich nicht bekannt war.

Bonaventura schritt näher. Jetzt sah er, daß in einem Winkel des Alkovens ein Bett stand, worauf in einem braunen, warmwollenen Büßerkleide eine Gestalt lag. Er sah nur die langen weißen Haare des ihm abgewandten Hauptes. Auch eine erwärmende Decke lag auf dem ausgestreckten Körper.

Siete — voi, miei — cari — figliuoli? fragte die Stimme und setzte die Anwesenheit der Mönche voraus.

Die Stimme durchschnitt des Sohnes Herz. Nun war es dennoch wie ein Klang, den er kennen mußte — ein Klang wie die Erinnerung eines Weihnachtliedes der Jugendzeit!

Legite dunque! La vostra lettura — non mi dispiace, sprach der Greis mit matter Stimme — Die Bewegung, welche die Rede unterbrach, schien von Fieberfrost zu kommen.

Bonaventura trat einen Schritt näher und fragte, mit leiser Stimme und in deutscher Sprache: Habt Ihr es so kalt, mein — Vater —?

„Kalt" und „caldo" sind in beiden Sprachen Gegensätze. Bonaventura sprach so leise, daß vernehmbar nur das Wort „kalt" von seinen Lippen kam.

Caldo! Caldo! sprach der Greis mit Misverständniß und deutete mit beruhigtem Tone an, daß ihm die Wärme der Decke genüge.

Bonaventura sah nun vollkommen die langausgestreckte Gestalt — die sich ein wenig wandte, da der Schatten, den der Angekommene auf die weißgetünchte Wand fallen ließ, den Greis zu befremden und aufzuregen schien.

Caldo — nahm Bonaventura, sich jetzt ein Herz fassend, das Wort wieder auf und setzte in italienischer Sprache die verhängnißvolle Frage, welche den Moment der Erkennung, wenn es sein Vater war, entschied, hinzu: Caldo come sotto una coperta di neve —! . . .

Auf dies Wort: „Warm wie unter einer Schneedecke?“ — folgte erst eine Todtenstille.

Dann richtete sich der Greis auf, sank, da die Kraft nicht ausreichte, auf seine beiden Arme zurück, die sich gegen das Lager anstemmten, und richtete die mit weißen Brauen umbuschten Augen weit aufgerissen auf die im Glanz ihrer Cardinalswürde vor ihm stehende Gestalt. Er mochte denken: Kommt ihr endlich — und bist du Ambrosi oder bist du mein Sohn?

Nun sah Bonaventura das von den Spuren des Alters, des Kummers und der nahenden Auflösung zerstörte Angesicht, sah Züge, die nur mühsam aus dem weißen Barte, aus dem langhinflutenden Haar zu erkennen waren — aber es war sein Vater! Hatte ihm der Ton der Stimme schon die volle Bestätigung gegeben, jetzt bedurfte es keiner weiteren Versicherung mehr. Langsam sank Bonaventura zur Erde nieder und beugte sein Haupt vor dem Greise, der nur durch diese Zeichen der Liebe und die kostbaren Gewänder seinen Sohn erkannte. Durch die lange Reihe der Jahre hatte auch er eine Veränderung seines Ausdrucks erfahren, die jenen Jüngling, dessen Bild der Vater im Herzen trug, nicht wiedererkennen ließ.

Bona —! hauchte der Greis. Was weckst du — mich vom — Tode —! Ich liege — unter dem Schnee — der Alpen!

Und erst der Tod der Mutter — — durfte den Schnee schmelzen! wehklagte Bonaventura mit thränenerstickter Stimme und mit einem wie vorwurfsvollen, doch innigzärtlichen Tone.

Der Greis legte die magern, zitternden Finger auf das pur-

purrothe Sammetbaret und die Tonsur des Sohnes — wie ein Blinder, der sich erst durch Tasten erfühlen muß, was sein Auge nicht erkennt. Schon war er auf sein Lager zurückgesunken, als er mit Thränen die Worte hauchte: Der Mensch ist sich — seine eigene Welt! Was zürnst du mir —!

Dann — lange ihn betrachtend — fügte er fast scherzend und doch tief wehmüthig hinzu: Ich — kenne — dich nicht!

Mein Vater! rief Bonaventura, des Ortes, wo er sich befand, nicht mehr achtend, beugte sich über den Greis und bedeckte ihn mit seinen Küssen.

Die Thränen mehrten sich in des Greises Augen, die sich wieder schließen mußten. Leise sprach er: Nur eine — kurze — Auferstehung!

Lebe, mein Vater! Ist kein Arzt hier? Verschmähst du alles? Daß ich einen Heiligen Gottes nicht noch erhöht sehen soll —!

Die rechte Hand des Greises deutete eine Weile nach oben — warnte zur Vorsicht, wobei ein unendlich liebevoller Blick der Augen ihn unterstützte — dann sank die Hand auf die Decke kraftlos zurück.

Eine Pause trat ein, die nur vom stillen Weinen Bonaventura's und von den liebkosenden Bewegungen seines Vaters unterbrochen wurde.

Hat dich Gott so erhöht! sprach der Greis, die Gewänder des wiederholt vor ihm Niederknieenden berührend. Und als dieser schwieg und die Zeichen seiner Würde mit Geringschätzung betrachtete, setzte er hinzu: Als du — Bischof in Robillante wurdest, da — mußt' ich fliehen! Denn eines Mannes — That soll — nicht halb sein! Ich wollte nicht — mehr für die Welt — am wenigsten für die Meinen — am Leben sein . . . Deine Mutter — wollt' ich glücklich machen!

Sie wurde es nicht —! sprach der Sohn.

Der Greis erwiderte nichts.

Damals schon wollt' ich dich einem Schicksal entreißen, dem du nun erlegen bist —! fuhr der Sohn fort und betrachtete die elende Umgebung. Man wird dich herausgeben müssen! Man soll dich in einer Sänfte in meine Wohnung, in die Wohnung deines edeln Ambrosi tragen —!

Ambrosi! sprach der Vater und faltete voll Verehrung die Hände. Wo ist — er —?

Ich rufe ihn — fuhr Bonaventura fort.

Der Greis tastete nach seiner Hand und sprach: Zum — Ketzer — und mich — in das Haus — der Cardinäle? Ich sehe — auch so — mit Freuden auf meine — Saat! Herzen fand ich, in denen sie aufgegangen. Auch in den euern. Mein Geheimniß — bleibe bedeckt — vom — Grabe!

Vater! flehte Bonaventura, wir beide sehnen uns ja nach dem Martyrium! Auch Vincente ist angekommen an der Grenze seiner großen Gelübde. Nur auf der Höhe wollte er leiden, wie Jesus auf einem Berge litt —! Dank, Dank deiner Lehre! Er ist heilig — nicht ich!

Der Greis faltete, allen diesen Worten scharf aufmerkend, seine Hände und sprach: Die Zeugen des gekreuzigten — Lammes seh' ich — in weißen Gewändern. Sind das — die Glocken — der Peterskirche — die so läuten —? Kann — auf Erden — soviel Stolz wol für ewig — währen?

Mit bangem Herzen hatte sich Bonaventura erhoben und eine hölzerne Bank dem ärmlichen Bette nähergerückt. Erschüttert von dem Worte, das auch ihm aus der Seele gesprochen war, daß die Peterskirche nur den Eindruck des Stolzes mache, und beschämt vom Pomp seiner eignen bunten Kleider, bat er wiederholt: Schon die sechste Stunde ist es. Alles ist dunkel. Ich

lasse eine Sänfte bringen und sie tragen dich in die Wohnung Ambrosi's. Und das Officium gestattet es. Mehr noch, ich bekenne dich als meinen Vater —!

Mein Sohn! wiederholte abwehrend der Greis. Unser Geheimniß decke das Grab —! Schon um Wittekind's willen. Ich habe den seligsten Tod. Schöner, als ich je ihn geträumt. Konnt' ich nicht in meiner Wildniß — bittrer enden? In Castellungo —? Horch, was — läuten — so — die Glocken —!

Die Augen des Greises wandten sich wie innenwärts.

Jedes Wort ist ein ewiger Vorwurf meines Innern! nahm Bonaventura mit äußerstem Schmerz die abbrechende Rede des ohne Zweifel in Erinnerungen an Gräfin Erdmuthe und an seine Hütte bei Castellungo verlorenen Vaters auf.

Dieser betrachtete ihn und sprach liebevoll mit zurückkehrendem Bewußtsein: Nein, mein Sohn! Vor dem Tode — deiner Mutter dich wiederzusehen — das hätt' ich nicht ertragen. Lieber hätt' ich vor Scham mir selbst den Tod gegeben — den ich nun auch — in — Jesu Namen —

Gib uns nicht den Schmerz, daß du nicht mehr leben willst —! unterbrach Bonaventura.

Laß nur noch die beiden treuen Seelen — entgegnete der Greis, die mich so oft — erquickt, so oft dem Leben — erhalten haben, nicht ohne deinen Schutz — wenn du, hoff' ich, noch Schutz verleihen kannst, nachdem du — einem Ketzer — deine Theilnahme bewiesen!

Einem Ketzer! Vater! sprach Bonaventura und setzte dicht am Ohr des Greises hinzu: Ich selbst — bin ich — denn nicht — selbst — ein Ungetaufter!

Der Greis wandte die Augen auf den Sohn voll Bestürzung.

Was Leo Perl einst — dem Bischof von Witoborn — bekannte — ich sollte es ja erfahren! fuhr Bonaventura fort.

War es nicht dein Wunsch? Im Sarge deines alten treuen Dieners fand es sich ja —

Mein Wunsch? unterbrach der Vater seine letzte Kraft zusammenraffend.

Bonaventura hielt inne. Die Aufmerksamkeit des Greises war zu erregt. Auch machte ihn ein oberhalb des Zimmers wie von einem Fußtritt vernehmbares Geräusch einen Moment betroffen.

Dann begann er leise eine Erzählung vom ersten Eindruck, den damals das Verschwinden des Vaters auf die Welt und ihn gemacht hätte, vom neuen Bund der Mutter, von des Onkels Fürsorge für ihn, von seinem eigenen Entschluß, Priester zu werden, von seiner Pfarre in St.-Wolfgang, einem Ort, wo sich dann zufällig des Onkels Max ehemaliger Diener schon seit Jahren niedergelassen hatte. Bonaventura erzählte, wie treu der alte Mevissen sein Geheimniß gehütet — treu, falls er gewußt, daß der Verschollene noch lebte. Dann schilderte Bonaventura die beim Tode Mevissen's vorgefallenen Dinge, die durch Hubertus dem Vater nur unvollständig hatten bekannt werden können. Eben war er an die Beraubung des Sarges gekommen, als ihm der veränderte Blick des Vaters auffiel. Bonaventura mußte sich unterbrechen und fragen: Vater — wie ist dir —?

Dieser antwortete schon nicht mehr und lag wie betäubt. Bonaventura eilte, um Wasser zu suchen. Aus einem Glase, das er mit Wasser gefüllt fand, benetzte er dem Greise die Stirn.

Noch einmal schlug Friedrich von Asselyn die Augen auf. Liebevoll ließ er das Beginnen des Sohnes gewähren. Plötzlich starrten seine Augen nach einer Uhr, die an der Wand hing, und er sprach: Laß dir — von meinen Begleitern — die ich deiner Liebe empfehle —

Vater! unterbrach Bonaventura, voll Entsetzen, die Verän-

derung der Gesichtszüge, ein krampfhaftes Zucken des Kinns, ein Schütteln der Hände bemerkend.

Die — Stunde — ist — — hauchte der Sterbende mit kaum noch vernehmbarem Ton.

Bonaventura wollte die Mönche und heilkundigen Beistand rufen.

Der Vater hielt krampfhaft seine rechte Hand fest.

Bonaventura's Linke nahm mit seinem Taschentuch vom Mund des Sterbenden schon leichte Schaumbläschen hinweg. Zugleich vernahm er noch die Worte: Laß dir von meinen Begleitern — laß dir von ihnen — die Pilgerstäbe geben! Dort der meine —! Ich sehe ihn nicht . . . Ist's ein Baum —? Er grünt und wächst —! Sieh die kühlen — Schatten —! Die Zweige wie sie — dicht —

Vater, dich täuscht dein Auge!

Bonaventura sah die Kennzeichen des Todes, von dessen Kundgebungen er in kurzer Zeit so viele hatte kennen lernen müssen.

Ein Baum — wie die Eichen in — Castellungo —! Sieh — das Feuer! Sieh, von rosigen Wolken — alles bedeckt —! Von Licht — und — Wonne des Triumphs —! Sie kommen von allen Zonen und bekennen das Lob des Höchsten —! Ils — engendron — Dio — in lor — — mesêmes! In sich selbst Gott und — Gott — in — uns. Die Nobla Leyçon — hörst du — der — Waldenser — Lobgesang —!

Vater! flehte Bonaventura und mühte sich, dem Sinn dieser so dunkeln Worte zu folgen — — Ich rufe Ambrosi und — den Arzt —

Der Sterbende beherrschte noch einmal sein unaufhaltsam ihn fortreißendes Irrereden und fuhr fort: Die Nobla Leyçon nimm — öffne die Wanderstäbe — meiner — Führer! In ihnen — findest du — mein Leben — und deines — Kennst — du — die Nobla — Leyçon?

Ich kenne sie, hauchte Bonaventura mit stockendem Athem und die schweißbedeckte Stirn des Vaters trocknend. Er verstand, daß ihm in den Wanderstäben der Gefangenen ein letzter Gruß gesagt werden sollte.

In kurzen abgerissenen Sätzen sprach der Vater: Sie können nicht lesen, was die Chiffern sagen. Der Schlüssel — ist — die Nobla Leyçon. Im — Anfang — war das Wort — und das Wort —

Bonaventura's Lebensgeister blieben in fieberhafter Spannung, während die des Vaters immer mehr entschwanden.

Die Nobla Leyçon — macht die Chiffern — der Pilgerstäbe — zu Worten! O frayres — entende — una — nobla — A — und — B. Mein Alpha und — Omega — „Herr bleib — mit — Deiner — Gnade —!“

Der Irreredende erhob die Stimme zum Singen —

Die ersten Worte der Nobla Leyçon enthalten das Alphabet des Testamentes, das du mir — hinterlassen wolltest —? sprach Bonaventura dicht am Ohr des Sterbenden —

Amen! sprach der Greis und sank zusammen.

Und wieder regte es sich in der Nähe. Und wieder war es, als huschten oberhalb schleichende Fußtritte. Diesmal kam auch Geräusch von der Thür. Ohne Zweifel setzten die Harrenden voraus, daß die Beichte des Ketzers wol vorüber sein müßte. Wenn sein Seelenhirt noch länger blieb, konnte es sein, daß ihm auch aus seiner Hand die letzte Oelung und das Abendmahl ertheilt wurde. Deshalb öffnete sich die Thür. Der General der Dominicaner trat jetzt selbst ein, die Monstranz in der Hand. Ein Assistent stand hinter ihm mit den Werkzeugen der letzten Oelung. Die Thür blieb offen.

Draußen standen Cardinal Ambrosi, der Prälat des Hauses — Bruder Hubertus und Paolo Vigo — beide waren freigegeben,

um ihre Wanderung auf San-Pietro in Montorio anzutreten, wohin man auch Paolo Vigo zunächst verwies. Schon hielten beide ihre Habe und ihre Stäbe in den Händen. Alle Dominicanermönche murmelten draußen das Confiteor.

Der Sterbende erhielt noch einmal einen Augenblick seine Geisteskraft, übersah, was geschehen sollte, übersah die Lage des Sohnes. Mit letzter Kraft der Stimme murmelte er — zuerst das lateinische Confiteor, dann begann er italienisch und ging allmählich in die deutsche Sprache über mit den Worten: Lasset uns beten! Ich bekenne — an der — katholischen Kirche alles, was wir ihr — schuldig sind — aus dem Geist der Liebe — und der Dankbarkeit ... Wer in dieser Kirche — — geboren wurde —

Weiter vermochte der Sterbende nicht zu reden.

Schon wollte Ambrosi von seinem Gefühl übermannt, vortreten, als ihn die laute Rede des calabrischen Priesters veranlaßte, diesem den Vortritt zu lassen. Paolo Vigo trat vor, beugte sich am Sterbelager nieder und erhob die Stimme, um zu vollenden, was zu sprechen nicht mehr in seines Lehrers Kraft gestanden.

Wer in dieser Kirche geboren wurde, sprach Paolo Vigo fest und bestimmt und des Generals und der Cardinäle nicht achtend, der hat sie gelernt unter dem Bilde einer Mutter verehren. Nun wohl — ein reiferer Verstand des erwachsenen Kindes erkennt die Schwächen seiner Aeltern; doch wird ein Sohn die silberne Locke des Vaters schonen und selbst Flecken am Ruf einer Mutter wird die Tochter übersehen. Was die Kirche an heiligen Gebräuchen besitzt, seh' ich allmählich — entkleidet seiner dunkeln, unnatürlichen Zauber. Priester! Legt die Gewänder der Ueppigkeit und des Stolzes ab! Werdet Menschen! Redet die Sprache, die euer Volk versteht, auf daß der Ruf: Sursum corda! wahrhaft

auch zum Empor der Herzen wird! Laßt die Messe bestehen, wenn sie geläutert wird! Ein Zwiegespräch sei sie mit Gott — Bilder des Gekreuzigten — tragt sie im Herzen —! Und solange die Völker der Erde nicht aus eitel Weisen bestehen, solange noch Heide und Muselman die strahlenden Ordenszeichen ihres Glaubens verehren, verehrt auch das Kreuz! Doch macht es lebendiger noch in euch —! Lebendig macht alle Ströme des Heils —! Hinweg mit Dem, was das Herz erstarrt —! Freiheit dem Gebundenen! Sakrament sei nicht die eiserne Fessel —! Im Tod rufe dir den Arzt der Seele — wenn ein Zeichen und ein Wort von ihm statt — deiner reden soll! Netzt dem müden Wanderer, wie Magdalena dem Herrn, die Glieder! Erquickt ihn, wenn er es begehrt, durch — das Brot des Lebens —!

Die Umstehenden erkannten wohl aus diesen Worten der Verzückung die Irrlehren, für welche Paolo Vigo versprochen hatte, Italiens Boden zu verlassen. Doch warf der General einen beruhigenden Blick auf die Mönche, die Paolo Vigo umringten. Sein würdiges Benehmen gebot ihnen Ruhe. Er übergab dem Erzbischof das heilige Brot, das dieser dem Sterbenden reichte.

Auch mit dem Salböl benetzte Bonaventura die Stirn und die Hände des Entschlafenden. Heiliger, als dies Oel aus geweihtem Gefäß, ließ er auf die mehr und mehr erstarrenden Züge des Sterbenden seine Thränen rinnen, unbesorgt um die rings im Kreise ersichtliche Befremdung.

Die Ceremonie jener gewaltsamen Bekehrungen, wie sie hier in diesen Räumen oft genug vorgekommen sein mochten, war vorüber. Die überfüllten engen Räume entleerten sich. Ein Arzt hielt dem Sterbenden den Puls. Cardinal Ambrosi, der bisjetzt dem Sohne in allem den Vorrang gelassen hatte, beugte sich über den Entschlummernden, der ihn nicht mehr erkannt hatte, und sprach: Er ist — hinüber —!

Pater Lanfranco wußte, daß der Erzbischof in diesem Sterbenden einen nahen Verwandten getroffen hatte, und erzählte es wieder.

Bonaventura wandte sich. Als der Freund die Augenlider des Sterbenden geschlossen hatte, durchbrach sein Gefühl jede Rücksicht. Zu mächtig zerriß der Schmerz sein Inneres. Ueber die ausgestreckt liegende erstarrte Gestalt warf er sich und rief, daß alle es hörten, in italienischer Sprache: Lebe — wohl — mein theurer Vater —!

Somit hörten es die Priester, die Mönche und Aerzte bestätigt, daß der deutsche Cardinal in diesem waldensischen Prediger, der seiner Herkunft nach gleichfalls ein Deutscher war, einen nahen Verwandten — padre, einen „Freund", einen „Gönner" — wiedergefunden hatte. Jedenfalls war dies ein Wunder, das ganz Rom beschäftigen mußte. Aber selbst den Heiligen Vater durfte es rühren, zu hören: — Cardinal d'Asselyno hatte im Kerker der Inquisition einen ihm aus seiner Jugendzeit unendlich werthen Angehörigen gefunden und ihn noch in seiner letzten Stunde bekehrt —! So nur und nicht anders konnte die neue Mehrung seines Ruhmes lauten.

General Lanfranco hatte sich zuerst entfernt. Bonaventura war vom Freund emporgezogen worden. Hubertus und Paolo Vigo, jener in der Franciscaner-, dieser in der Büßerkutte, drückten ihre Lippen auf die Wange des Gestorbenen — und auch auf Bonaventura's beide Hände. Bedeutungsvoll gab ihm Paolo Vigo seinen Stab und sagte — er möge sich darauf stützen. Bonaventura ergriff den Stab. Der andere, den ebenso Hubertus trug, konnte gefunden werden, von wem er wollte — niemand hätte seinen Inhalt zu entziffern vermocht. Der dritte, der Stab Federigo's, war vielleicht in der That nicht zu finden. Niemand brauchte sich darum zu beunruhigen.

Daß die beiden Cardinäle nun noch länger blieben, war

nicht zu rechtfertigen. Das Leben des Greises war entflohen. Hubertus hatte sich über ihn gebeugt, hatte eine Wollflocke seiner Kapuze an seinen Mund gelegt, sie bewegte sich nicht mehr. Mit einem letzten Scheideblick ebenso sprachloser wie, falls auch die Sprache nicht versagt hätte, unaussprechbarer Rührung rissen sich beide Cardinäle von dem ärmlichen Lager los, wo sie einen der abenteuerlichsten Schwärmer, einen Märtyrer der Ehegesetze der katholischen Kirche, als Leichnam zurückließen.

Die Bestattung mußte freilich an jener Stelle erfolgen, wo die Asche der verbrannten Märtyrer, eines Pascal, eines Paleario moderte. Aber bei allem, was hier die Sachlage mit sich brachte, war für ein ehrenvolles Begräbniß, wenn auch innerhalb dieser Mauern, gesorgt. Schon morgen in allererster Frühe wollten die Freunde zurückkehren.

Das düstere Gebäude war jetzt von Kerzen erhellt, die von den Laienbrüdern der Dominicaner getragen wurden. Schon kamen einige derselben, um die Leiche in die Todtenkammer zu bringen.

Hubertus hielt den die steinernen Stufen hinunterschwankenden Bonaventura, den er in Witoborn als Domcapitular so oft gesehen und nun den leiblichen Sohn seines geliebten Federigo nennen durfte — Ambrosi hatte ihm auf seiner Zelle sein so lange verschlossenes Auge geöffnet, auch die Gründe genannt, die ein Verschweigen des Geheimnisses und selbst noch in dieser Stunde, um des Präsidenten von Wittekind willen, dringend anriethen. Nun begriff Hubertus, wie mit dem Tode der Mutter Bonaventura's die Sehnsucht des Eremiten sich hatte regen dürfen, in die Welt zurückzukehren; er begriff, wie ihm im August seine Gefangennehmung so willkommen, ja nach den Mittheilungen aus Rom, die von Ambrosi gekommen waren, nicht hatte unerwartet erscheinen dürfen; schließlich begriff auch Hubertus die Schonung, die ihnen allen zu Theil wurde.

Ambrosi nahm den zweiten Alpenstab. Die Uhr des Verstorbenen hatte der Prälat an sich genommen — sie gehörte, den Regeln des Hauses gemäß, den Laienbrüdern.

Bonaventura stützte sich nicht auf den empfangenen Stab. Er schritt voll Fassung, wenn auch tief sein Haupt zur Erde neigend, dem Ausgang zu.

Mit staunender Bewunderung vor zwei für ihre fromme Opferfreudigkeit, so wunderbar belohnten Cardinälen stieg die Begleitung derselben die Treppe nieder. Da wurde plötzlich ihre Aufmerksamkeit von einem Lärm draußen auf der Straße in Anspruch genommen. Eine Glocke der Peterskirche läutete in unablässiger Hast. Es war die Feuerglocke des großen Doms. Andere Glocken fielen mit gleicher Eile ein. An der nahen Porta Cavallaggieri, wo die Kasernen liegen, erscholl das Blasen einer Trompete und fernhin lärmten Trommeln.

Eine Feuersbrunst! hieß es. Ein nicht zu häufiger Vorfall im steinernen Rom. Die erst langsam dahinschreitende Begleitung bewegte sich nun allmählich rascher. Bonaventura und Ambrosi blieben mit ihren nächsten Begleitern, langsamer durch die Höfe schreitend, allein zurück.

Da verschwand plötzlich auch Hubertus. Er war nicht dem Drängen nach dem Hausthor gefolgt, ja, es hieß, er wäre zurückgekehrt.

Seht da! Wer ist der Mann? rief plötzlich, alle erschreckend, seine Stimme von einer Galerie herab, die rings um den Hof ging. Er rief diese Worte einem Manne nach, der in gebückter Haltung an einer andern Stelle der Galerie durch eine Thür verschwand. Es war ein Mann in einem schwarzen, fast priesterlichen Oberkleid. Rasch war derselbe in eine hohe Glasthür, die auf die Galerie führte, zurückgetreten.

Ein einziger leidensvoller Blick, den Bonaventura vom Hofe

aus in die Höhe warf, ließ in Ambrosi den Gedanken entstehen: Glaubt mein Freund — daß er belauscht wurde —?

Hubertus blieb verschwunden. Inzwischen waren die Cardinäle zu sehr ergriffen, um dem Zwischenfall lange nachzudenken, und schon standen sie am geöffneten Schlage ihrer Kutsche. Auch die Caudatarien bestätigten den Ausbruch eines Feuers. Zugleich hatten sie von einem hier soeben gestorbenen deutschen Verwandten des Cardinals d'Asselyno gehört. Sie durften nichts Auffallendes darin finden, daß die Cardinäle tief erschüttert waren, herzlich von dem im Kreise einiger Dominicaner stehenden Paolo Vigo Abschied nahmen, ebenso wenig, wie ihnen besonders bedenklich erscheinen konnte, daß ihnen letzterer als Andenken an den Pilger von Loretto zwei Wanderstäbe in den Wagen nachreichte.

Hubertus war inzwischen nicht wieder aufzufinden. Die bestürzten Mönche, die ihn und Paolo Vigo nach San-Pietro in Montorio escortiren sollten, suchten ihn überall. Sie beide auf San-Pietro schon morgen zu besuchen und dem dortigen Guardian zu empfehlen, wurde von Ambrosi versprochen.

So stiegen die Freunde ein. Die Menschen ringsum rannten indessen der Piazza Navona zu. Dort sollte das Feuer sein. Ueber die Tiberbrücke von der Engelsburg abschwenkend sahen beide die Rauchsäule.

Bonaventura's Haupt lag auf den Schultern des Freundes. Ambrosi ließ ihn schweigend gewähren. In solcher Lage helfen Worte des Trostes nicht. Auch ihn betrübte es, daß er Frâ Federigo nicht mehr hatte umarmen und ihm sagen können: Sieh, bis hieher kam ich durch deinen Rath und deine Lehre! Er hatte vorgezogen, alle Gefahren zu bewachen, alle mislichen Zeichen draußen den Dominicanern zum Guten zu deuten und dem Freund die Vorhand zu lassen. Er hatte sich in allem, was seither geschehen, kraftvoll und entschlossen gehalten.

Was sollen die Stäbe? fragte er endlich sanft, während sich der Wagen in den Straßen mühsam durch das Gewühl der Menschen Bahn machte.

Bonaventura nahm sie und betrachtete sie voll Rührung. Noch konnte er nichts erwidern.

Inzwischen hatten sie den Corso erreicht, wo wenigstens Platz für die Wägen blieb.

Endlich in ihrer entlegenen Wohnung angelangt, schwankte Bonaventura aus dem Wagen und sank, als beide allein waren, ohnmächtig zusammen. Lange währte es, bis sich der Unglückliche erholte. Auf Ambrosi's dringendes Verlangen mußte er einige Stärkung zu sich nehmen. Dann trat ein stilles Weinen ein. Die Natur erholte sich erst, als sie ihre Rechte gefordert hatte.

Mit den ersten Worten, deren er fähig war, bat er um ein Exemplar der „Nobla Leyçon".

14.

Zu seinem höchsten Erstaunen erfuhr der Freund die nähere Bewandtniß, die es mit den Stäben haben sollte. Es waren einfache Hirtenstäbe, wie sie in Calabriens Bergen getragen werden. Die Griffe sind gewunden — die Spitzen von Eisen.

Griffe und Spitzen, dies sah man bald, ließen sich abschrauben. Das Innere fand sich ausgehöhlt und die Höhlung mit einer in lateinischen Buchstaben beschriebenen Rolle Papier gefüllt. Das Geschriebene war ein Durcheinander von unaussprechbaren Wortformen.

Die „Nobla Leyçon" gab den Schlüssel. Die Buchstabenordnung war dieselbe, die bereits in dem zwischen Ambrosi und Federigo gepflogenen Briefwechsel gewaltet hatte. Beide Rollen hatten denselben Inhalt und schon entzifferte Ambrosi ein Wort nach dem andern und schrieb auf, was er gefunden. Er stockte; denn es war deutsch, was er herausbrachte — die Ausübung einer schon lange geläufigen Fertigkeit wurde somit gehindert.

Ambrosi bat den Freund, sich auszuruhen. Inzwischen, sagte er, wollte er versuchen, den Inhalt, soweit ihm möglich, mechanisch zu dechiffriren. Das Vertrauen des Freundes gehörte ihm in allem. Es konnte auch hier kein Geheimniß mehr geben, dessen Kunde sie nicht beide theilen wollten.

Nach wenigen Stunden schon, während die sonstige Stille der nach hinten hinaus gelegenen Wohnzimmer des alten Gebäudes anfangs noch vom Lärm der Glocken und Feuersignale gestört wurde, Bonaventura stillverzweifelnd sein Haupt stützend und bis zum Tod erschöpft auf einem Ruhelager sich wand und sein vergangenes und zukünftiges Leben an sich vorübergleiten ließ, unterbrochen vom Bild der letzten Liebesblicke des Vaters, kam Ambrosi in hoher Aufregung mit einer Anzahl Blätter, auf welche bereits ein großer Theil der Eröffnungen Federigo's an seinen Sohn mechanisch niedergeschrieben war. Die deutsche Sprache kannte er zu wenig, um vollkommen zu verstehen, was, Buchstabe an Buchstabe gereiht, seine Blätter bedeuteten.

Es war nun auch von draußen her still geworden. Schon mochte die zehnte Stunde geschlagen haben. Bonaventura konnte leicht die Buchstaben zu Worten fügen und die Sätze durch Punkte trennen. Durch gegenseitige Unterstützung kamen die Freunde zu folgender Entzifferung:

„Mein Sohn! Das ist ein Brief, den dein Vater dir aus dem Jenseits schickt —! Höre — richte und gedenke mein —!"

„Du erfuhrst von den Zeiten, wo ich einst beauftragt war, den Uebergang Witoborns an unsere Regierung zu regeln. Du kennst die Gründe, welche mich damals den Tod wünschen ließen. Oft, oft auch überfielen mich Gedanken an Selbstmord —! Sie hafteten nicht, weil Selbstmord nur denkbar ist im Zustand einer Verzweiflung, die mit dem Leben durchaus abzuschließen vermag — Das war nicht meine Lage. Wohl erstarrte mein Blut, wenn ich sah, wie mein Weib an dem besten meiner Freunde hing, dieser an ihr; dacht' ich aber an die Mittel, mich solcher Schmach zu entziehen, so lockte mich wol eine Weile die Welle des Stroms, der Blitz der tödtlichen, auf das eigene Leben gerichteten Waffe; bald aber erkannte ich dann wieder, wenn

nur die Gesetze unserer Kirche über die Ehescheidung andere wären, wie für mich der Anfang eines neuen Lebens und eines voll neuer Bewährung hätte anbrechen können. Ich wollte den Wunsch des geistig schon lange ehelich verbundenen Paares erfüllen und würde eine Scheidung durch Confessionswechsel möglich gemacht haben. Die Mutter hätte dann müssen meinem Beispiele folgen. Würde sie es haben thun können? Aus innerem Triebe nicht — auch ihres neuen Gatten wegen nicht, der sich schon aus Rücksicht auf den schlimmen Ruf seines Vaters kaum würde entschlossen haben, dem Geist der Provinz ein Aergerniß zu geben. So kam ich, ohnehin von manchem Misverhältniß zu meinem Beruf getrieben, auf den Entschluß, mir den Schein des Todes zu geben."

Die Entzifferung ging bisjetzt noch aufs leichteste von statten.

„Ich ließ dich einem neuen Vater und die Mutter einem neuen Gatten zurück, der ein reicher Mann war und für euch beide sorgen konnte. Außerdem hattest du den Onkel. Hatte zwar mein Bruder Franz schon den Adoptivsohn meines Bruders Max, den dieser aus Spanien mitgebracht, in seine väterliche Obhut genommen —"

Wie? unterbrach hier Bonaventura seine Worteintheilung und Uebersetzung des Berichts für den aufmerkenden und in Bonaventura's Familienverhältnissen heimischen Freund; wie? kannte selbst der Vater nicht die Herkunft Benno's? Er las staunend weiter: „— so gestattete ihm doch sein gutes Herz und seine vermögliche Lage, auch dich in deiner Laufbahn zu befördern, welche dir ohnehin, da du Soldat werden solltest, bald die volle Selbständigkeit geben konnte. Zur Ausführung meines Vorhabens bedurfte ich Beistand. Ich konnte mich auf jemand verlassen, der, seines Zeichens ein einfacher Tischler, mit meinem Bruder Max unter Napoleon in Spanien gedient hatte, ihm eine Rettung seines Lebens dankte, jedoch auch ohne diesen Anlaß ein Muster von

Pünktlichkeit und Verschwiegenheit gewesen wäre. Ihr alle, die ihr mich überleben werdet, auch du, Benno von Asselyn, niemand von euch wird je geahnt haben, daß mit dem schweren Amt, einen kaum geborenen Knaben aus Spanien mitzubringen, dieser alte treue Mevissen in Verbindung stand —! Selbst mir bekannte der Brave nie, warum auf seinem Todbett Max die Weisung hinterlassen hätte, eine Summe, welche ich ihm noch schuldete, in besserer Zeit, wenn ich könnte, einem in der Nähe Kochers am Fall, in St.-Wolfgang, wohnenden und von dort gebürtigen Tischler, einem ehemaligen Soldaten seiner Compagnie, auszuzahlen. Da die Zahlung nicht drängte, ich auch die Summe sofort nicht besaß, so sprach ich davon zu niemand, am wenigsten zu unserm guten Bruder Franz. Letzterer würde die Summe sogleich vorgestreckt, aber nicht unmöglich auch die Verwendung derselben haben erfahren wollen. Benno war schon damals zum Hüfner Hedemann in Borkenhagen bei Witoborn gegeben worden. Ohne Zweifel ist Benno entweder das Kind einer spanischen vornehmen Frau oder einer Nonne. Mevissen kannte das Geheimniß; er hütete es wie ein Soldat die Parole seines Wachtpostens."

Bonaventura mußte voll Rührung ausrufen: Guter, kindlicher Sinn des Vaters —! Alle diese Dinge — wie waren sie so ganz anders und nur dir blieben sie verborgen! Er fürchtete die Neugier seines ältesten Bruders, meines freundlichen Erziehers. Und gerade in dessen Händen lagen, sogar dem Bruder verborgen, die Fäden aller der Veranstaltungen, welche für den armen geopferten Benno getroffen werden mußten —!

Ambrosi kannte die Beziehungen und vermochte voll gesteigerten Antheils zu folgen.

„Es drängte mich, endlich jene Schuld von einigen hundert Thalern an den alten Soldaten in St.-Wolfgang zu berichtigen. Als ich von meinem bisherigen Dasein und von meinem Namen

Abschied nehmen wollte, besuchte ich den kleinen Ort, den Mevissen bewohnte. Ich fand einen räthselhaft verschlossenen Menschen; einfach und würdig war sein Benehmen; obschon nicht mehr jung, hatte er geheirathet, sein Weib war gestorben; ohne Kinder hielt er eine ihn ernährende kleine Tischlerwerkschaft für die einfachen Bedürfnisse des Landlebens. Die Summe, welche ich ihm schuldete, mochte er früher mehr bedurft haben, als jetzt; dennoch hatte er damit nicht drängen wollen! Nach den ersten Verständigungen sah ich wohl, daß sich Mevissen jene Summe durch irgendeinen werthvollen Beistand, den er dem Bruder geleistet, verdient hatte. Ich suchte die Anlässe seiner Bewährung zu erfahren und zeigte mich von einer sonst meiner Natur fremden Neugier schon aus Interesse für Benno's Vater, meinen zu früh vollendeten Bruder Max. Ich grübelte, forschte — doch kein anderes Wort kam von den Lippen des schlichten Mannes, als — daß mein Bruder sein bravster Chef gewesen! Angezogen von soviel Ehrlichkeit und Charakterstärke, beredete ich ihn, mich als Diener zu begleiten auf einer Schweizerreise, die ich machen wollte. Er nahm diesen Vorschlag an und ihm verdank' ich die Ausführung meines gewagten Unternehmens. Es war die Aufgabe gestellt, den Schein zu erwecken, daß ich zu den Opfern der Lavinen des großen St.-Bernhard gehörte."

Ambrosi seufzte. Bonaventura's Herz klopfte voll gespannter Erwartung. Es war die ihm noch nicht ganz enthüllte Stelle im Leben des Vaters.

„Im Canton Wallis, zu Martigny, legt' ich alles ab, was an mich erinnern konnte. Ich hatte mir neue Kleider angeschafft, die in einem Packet, das Mevissen trug, verborgen werden mußten. Wir hatten das Meiste von dem, was mein Koffer enthielt, verbrannt. Der Geruch, der von den verbrannten Papieren und den versengten Kleidern entstanden war, fiel im Gasthof zu Martigny auf;

so hielten wir mit unsern Zerstörungen inne. Einiges mußte auch für das Leichenhaus auf dem großen St.-Bernhard zurückbehalten werden. Mevissen's Handschlag durfte mir genügen, um die Gewißheit zu erhalten, daß von ihm mein Geheimniß würde mit ins Grab genommen werden. Unter dem Zurückbehaltenen befand sich vielleicht eine seltsame Urkunde, von welcher ich dir reden muß — aus Gründen, welche du erfahren sollst —"

Bonaventura verstand das schmerzliche Lächeln seines Freundes. Es galt der Erinnerung an die Qualen, die sich früher, auf seinem überwundenen Standpunkte, der unrichtig Getaufte über seine Lage bereitet hatte.

„Mein Sohn! Ich rufe dir mit der Schrift: «Wer Ohren hat, zu hören, der höre!» — — Ich hatte in Witoborn mit dem Husarenrittmeister von Enckefuß, dem neuen Landrath des neugebildeten Kreises, die Besitzergreifung, namentlich die Archive aus einer heillosen Verwirrung zu ordnen, worein sie während des Krieges gerathen waren, als man die wichtigsten Acten sogar als Streu für die Pferde benutzt hatte. Bischof Konrad war ein wohlwollender, aufgeklärter Mann. Ich hatte sein Vertrauen gewonnen; er liebte, wie ich, alte Drucke, Miniaturen, kunstvolle Heiligenschreine, ohne sich darum auch, wie ich selbst, unter den Ranken und Blüten der damals modischen Romantik und Phantastik heimisch zu fühlen. Auf einem Krankenlager, wovon er nicht wieder erstand, übergibt mir der Bischof einen soeben empfangenen Brief des am selben Tage zur Ruhe bestatteten Pfarrers von Borkenhagen, eines getauften Juden. Nehmen Sie das! sprach er. Es ist das Testament eines Narren! Ich sollte es nach Rom schicken! Wahnsinn! Da jedoch daran manches Geheimniß Ihrer Familie betheiligt ist, so lesen und zerreißen Sie die Stilübung —! Sie ist lateinisch geschrieben —"

„Ich las den Erguß eines melancholischen Gemüthes, das, mit sich selbst und mit der Welt zerfallen, in diesem Brief das Judenthum für die vollkommenste Religion erklärte, die Lehre Jesu nur eine von Jesus nicht beabsichtigte Abweichung vom Judenthum nannte und sich in seiner letzten Stunde von einem Gaukelspiel lossagte, das er behauptete, jahrelang mit Bewußtsein getrieben zu haben. In dieser Ueberzeugung, hieß es in dem merkwürdigen Briefe, hätte er zwar damals noch nicht gehandelt, als er den Glauben gewechselt — damals hätte er Jesus und dem Christenthum etwas abzubitten gehabt — aber die Erinnerung an seine Verwandte, die Thränen einer verlassenen Geliebten hätten ihn schon damals bestimmen sollen, wenigstens nicht auch Priester zu werden. Er hätte es aber werden müssen; er hätte die Weihen angenommen aus Furcht vor einem Tyrannen, er nannte den Kronsyndikus auf Schloß Neuhof. Mishandlung, Drohung, sogar Weinen und Flehen dieses Mannes hätten ihm aus gewissen Gründen so lange zugesetzt, bis er Priester wurde. Jahrelang aber hätte er nun sein Amt mit Unlust und ohne Ueberzeugung geführt. In diesem Sinne, schrieb er, hätte er die Sakramente ertheilt, ohne die entsprechende Richtung des Willens. Getauft hätt' er in der bestimmten Voraussetzung, daß das, was er that, eine leere Formel sei. So zunächst alle Verwandte des Kronsyndikus — sogleich seinen ersten Täufling, Bonaventura von Asselyn. Seine erste Trauung, zwischen Ulrich von Hülleshoven und Monika von Ubbelohde, gleichfalls Verwandte seines Peinigers, auch sie wäre von ihm vollzogen worden, ohne den Willen und die Ueberzeugung, daß er wollte, was er that. Mit diesem bittern Hohn gegen sein Geschick, wozu sich die Andeutung über eine unrichtige Ehe gesellte, welche irgendwo von ihm vorher schon hätte geschlossen werden müssen — und wie zu vermuthen war, auch diese auf Anstiften des Kronsyndikus — wollte

der menschenfeindliche Mann, der ein Rabbiner, ja, wie man aus einigen Stellen seines Briefes ersah, ein Kabbalist geblieben war, aus dem Leben scheiden."

Bonaventura erkannte jetzt die Gründe, warum Lucinde vor Jahren, damals, als sie seinen Epheu zerstörte, auch von Monika's Ehe als von einer löslichen gesprochen hatte.

„Meine Empfindungen waren damals noch so katholisch, daß ich über diese Entdeckung den größten Schmerz empfand und darüber anders dachte, als mein hochbetagter freidenkerischer Bischof, der einige Tage nach Uebergabe der Urkunde an mich gleichfalls aus dem Leben schied. Aber sollte ich meiner Familie, meinem eigenen Kinde noch einen neuen, von mir mit Entsetzen empfundenen Makel anhängen? Ich dankte der Vorsehung für diese glückliche Wendung, die ein so wichtiges Document in meine Hand gelangen ließ. Sollte ich sie zerstören? Daran verhinderte mich mein rechtgläubiges Gemüth, ja der feste Entschluß, eines Tages deine richtige Taufe nachholen zu lassen! Und in diese Schrecken und Beunruhigungen meines Gewissens mischte sich die immer mehr gesteigerte Trauer um mein unseliges Verhältniß zu deiner Mutter. Ein treuer, aufrichtiger Freund, den ich um so mehr liebte, als seine kühle und verständige Natur zu meinem eigenen Wesen die heilsamste Ergänzung bot, konnte sich nicht von einer Leidenschaft frei machen, welche die einzige war, die ihn vielleicht je überkommen. Noch mehr, ich war von ihm abhängig; die Güter des Lebens, die ich nie zu verwalten gewußt hatte, verbanden uns, während uns alles andere hätte rathen müssen, uns zu trennen. Eine Lage entstand, die vor der Welt meine Ehre in einem Grade bloßstellte, der mich über mich selbst verzweifeln machte. Ich sprach nie von dem, was mich drückte, und doch erkannte ich alles, was vorging. Ich sah, daß Wittekind meinen Haushalt bestritt, meine Schulden bezahlte, in jeder

Frage, wo kaum noch meine Zustimmung begehrt wurde, die Entscheidungen gab. Schon gab ich mir die Miene, solche Zustimmungen von meiner Seite gar nicht mehr zu beanspruchen — ich vergebe deiner Mutter; sie folgte ihrem weiblichen Sinn; dieser will sich an Starkes und Verwandtes halten — es ist unwahr, daß sich nur die Gegensätze lieben."

Die Freundschaft der Lesenden war gerade aus dem Gefühl entsprungen, sich verwandt zu sein. Sie mußten diesen Ausspruch bestätigen. Bonaventura dachte an die Sterbeaugenblicke seiner Mutter, die in Einem Punkte ruhigere gewesen waren, als er erwartet hatte — ihr zweiter Gatte hatte mit der Ueberzeugung von ihr Abschied nehmen dürfen, daß ihr ganzes Glück und ihre wahre Lebensbestimmung er nur allein gewesen. Bonaventura gedachte des Tages, wo ihm auf Schloß Westerhof die Mutter gesagt hatte, gern beuge sich ein Weib dem Worte: „Und er soll dein Herr sein!" — wenn der Gatte es nur wäre —!

„O mein Sohn, damals verehrte ich noch eine Kirche, die einer Form zu Liebe zwei Menschen, und wenn sie sich hassen und wenn sie sich zum Anlaß ewig verlorener Verwilderung der Herzen und der Sitten werden, doch aneinanderschmiedet — eine Kirche, die dem frivolsten Priesterwillen eine Macht über unser ewiges und zeitliches Wohl läßt. Aber mein Sinn sollte sich ändern. Er änderte sich in dem Grade, daß ich auch nicht für mich allein der Wohlthat der Erleuchtung theilhaftig werden wollte. Als du Geistlicher wurdest, als ich hörte, du hättest dich den Römlingen angeschlossen, erfreute es mich zu vernehmen, daß Mevissen damals jene Urkunde beim Verbrennen meiner Effecten im Gasthof zur Balance zu Martigny zurückbehalten hatte. Mein braver Begleiter schrieb mir zuweilen. Unter anderm meldete er: «Einiges hab' ich nicht verbrennen mögen! Besonders auch Geschriebenes nicht. Es ist bei mir sicher wie im Grabe. Und sollte sich einst noch einmal

Ihr Wille ändern oder eine andere Zeit kommen, wo Sie bereuen, was Sie gethan — dann lassen Sie nur in Gottes und seiner Heiligen Namen mein Grab öffnen. Was ich nicht vernichtete, dort finden Sie's!»"

Bonaventura holte einen tiefen schweren Seufzer. Er galt der Last, die von seinem Herzen fiel.

„Und dies Grab ist erbrochen worden —! Ich weiß es — ein Räuber, dessen Hand mein treuer Hubertus gerichtet, hat die Witterung gehabt, daß ein Schatz — freilich nur einer der Liebe mit diesem armen Manne begraben war —! O daß es zu spät sein mußte, ihn noch zur Verantwortung ziehen zu können und mich zu beruhigen über das Verbleiben jener Urkunde —! In deinem eigenen Dorf mußte also ein Fluch zu Tage kommen, den deinem Leben ein wahnwitziger Priester geschleudert —! Hast du diese Kunde nie vernommen, so vernimm sie von mir!"

Ambrosi lächelte und suchte dem Freunde Muth zu geben.

„Bona, du bist Würdenträger einer Kirche, die ein Recht beansprucht, dich sofort aus ihrem Schoose auszustoßen. Warum? Weil ein Priester es so wollte —! Mit einem Zucken seiner Miene, einem tückischen Hinterhalt seiner Gedanken wollte —! Bona, verkünde diese Vermessenheit des katholischen Priesterthums —! Verkünde sie der Welt! Zeige, wohin die Anmaßung der Concilien und der Päpste geführt hat! Frage, ob alle die neugetauft werden müssen, die du getauft hast — alle die neuverbunden, die du verbandest — alle Sünden noch einmal vergeben, die du vergeben —! Ich wünschte, daß die dreifache Krone dein Haupt zierte und du sagen könntest: Höre, o höre, Christenheit — wenn Roms Gesetze Recht behalten, so ist sein oberster Priester jetzt — ein Heide —!"

Tieferschüttert hielten die Freunde in ihrer Arbeit inne. Schon schlug die mitternächtige Stunde. Eisige Schauer überliefen sie

doch. Ein Diener kam und schürte die schon erloschene Flamme im Kamin. Einen kurzen Bericht, den er vom jetzt gelöschten Brande an Piazza Navona gab, hörten die Tiefergriffenen kaum. Abwesend war Geist, ergriffen Ohr und ihr Auge nur von dem, was sie dem entrollten Papier entzifferten, ebenso wie von den Andeutungen eines Zukunftbildes, das sich mit himmlischen Farben vor ihrem geistigen Blick entrollte.

„Doch", fuhr Bonaventura fort, die Buchstaben zu lesen und zu übersetzen, die jetzt erst Ambrosi, doch mit immer gleicher Geschicklichkeit, zu Papier bringen mußte — „kehre mit mir zurück auf den Tag meines scheinbaren Todes! Gefahrvolle Schneestürme hatten geweht und mühsam erklommen wir die mächtige Höhe. In der Nähe des Hospizes warfen wir Pilgermäntel um und ließen uns die Morgue aufschließen. Während Mevissen beschäftigt war, den führenden Augustinerbruder nach einem der dort aufgestellten Gerippe, vor welchen alles, was an und bei ihnen gefunden worden, beisammen lag, zu fragen und ihn zu zerstreuen, legte ich vor einen der jüngst Verunglückten, der mir an Wuchs ziemlich glich und an dem durch seinen Sturz zerschmetterten Kopf völlig unkenntlich war, mein Portefeuille und den Trauring deiner Mutter nieder —"

Ambrosi sagte: Vor meinen Vater —! Wie hat das Schicksal uns so wunderbar verbunden —!

Bonaventura, erlöst von dem jahrelang ihn quälenden Bilde eines möglicherweise noch unheimlicheren Zusammenhangs der Todesarten ihrer Väter, der natürlichen des Professors Ambrosi, der künstlichen Friedrich's von Asselyn — konnte nur mit seinen beiden zitternden Händen die linke Hand Ambrosi's ergreifen und mit stummer Geberde aussprechen, was er empfand.

„Als ich außerdem dann noch die Portefeuilles vertauscht hatte, da fiel mir erst die ganze Schwere meiner That aufs Gewissen. Mein Führer, Mevissen, muthvoller als ich, mahnte zum Gehen — seine

Absicht mußte sein, soviel als möglich für die Augustiner unwiedererkennbar zu bleiben. Am Hospiz, wo uns die Mönche einluden, einzutreten, trennte sich Mevissen — er mußte es schnell thun, um unsere Physiognomieen sich nicht zu lange dem Gedächtniß der Nachblickenden einprägen zu lassen. Es war ein Abschied für ewig und dennoch ging Mevissen — wie zu einem Wiedersehn auf den folgenden Tag —"

Solche Treue lebte jahrelang neben mir und neben dem Onkel — ohne ihres Ruhmes zu begehren —! schaltete Bonaventura ein. Er mußte sprechen, um nur das Klopfen seines Herzens und dessen ängstliche Spannung bewältigen zu können.

„Aber, der Gedanke: Die Spur jenes Unglücklichen, für welchen nun du wirst genommen werden, blieb nun vielleicht den Seinigen auf ewig verloren — du hast ein Verbrechen auf dich geladen, größer, als dein Selbstmord gewesen wäre! — dieser Gedanke verfolgte mich bald mit allen Schrecken eines bösen Gewissens. Im Portefeuille des Todten, für den man meine Person nehmen konnte und sollte, fand ich keinen Namen, nur Höhenmessungen und Zahlenreihen. Noch im ersten Eifer meiner scheinbaren Selbstvernichtung warf ich diese Anklage gegen mich in die Tiefe eines Waldstroms! Ringend, mich in die Stimmung meines alten Leichtsinns, meiner romantischen Sorglosigkeit, meiner angebornen lässigen Natur zurückzuschmeicheln, umging ich Turin. Die Thäler, die ich mit meinen neuen Kleidern durchwanderte, waren zufällig Waldenserthäler. Ich kannte die romanische Sprache. Aber ich floh vor allem, was mich an Religion erinnerte. Nur mein romantischer Trieb gab mir Kraft, nur jener phantastische Sinn, der dem Schönen und Reizvollen sich ergibt und dabei der moralischen Imputationen nicht achtet. Ich wollte nach Genua, wollte mit dem Rest meiner Baarschaft zu Schiff gehen und mir in Südamerika ein neues Leben begründen. Ueber Coni hinaus wurde

ich aber krank; seelisch und körperlich angegriffen, schleppt' ich mich jetzt nur noch langsam hin. Scheu mied ich die große Straße und oft ruhte ich mich in Wäldern aus. Da war es, wo ich in einem einsamen Thal aus einem schönen Hause einen vollstimmigen Choral vernahm. Ich trat in einen neugebauten Raum, wo ein Redner geistliche Erweckungen hielt. Der Gottesdienst war bald zu Ende. Ich sah eine hohe stolze Dame, welcher alle, als sie aus dem Hause trat, ehrerbietig auswichen, ich grüßte sie und folgte ihr. Zu meinem Erstaunen sprach sie mit ihrem Diener deutsch. Ich redete sie in gleicher Sprache an. Dies gethan zu haben, bereute ich sofort, ich hörte ihren Namen und mußte erstaunen, mich in der Nähe eines entfernten Zweigs meiner eigenen Familie zu befinden. Entfliehen konnte ich nicht; ich war zu hinfällig, wurde auch krank, ich kam dem Tode nahe und befand mich monatelang in einem Zustand fast der Geistesabwesenheit. Als ich genas, war ich so von Dankbarkeit und Ehrfurcht vor dieser edlen Frau erfüllt, daß ich mich nicht mehr von ihr trennen konnte. Da ich mich als Katholiken bekannt hatte, durfte sie in meiner Absicht, als Einsiedler in ihrer Nähe leben zu wollen, nichts Auffallendes finden."

In Bonaventura's Innern klangen die Lieder des Dichters Novalis. Was des Vaters träumerischphantastischer Sinn hätte für sich aus dem Geist der Zeit zur Entschuldigung anführen können, ergänzte nun die Liebe und Bildung des Sohnes.

„Die Gewissensschuld, der Schmerz um meine That auf dem Hospiz, die Gewißheit, daß bereits aus meinem geglaubten und bestätigten Tode ein neues Leben in der aufgegebenen Heimat erblüht war (die Gräfin erzählte mir von einer Heirath des Präsidenten von Wittekind, eines Cousins der reichen Erbin, mit welcher sie zu processiren angefangen — eine Zeitungsannonce nannte den Namen der Gattin Friedrich's von Wittekind —)

alles das gab mir eine tiefe Traurigkeit und mehrte den Abschluß mit dem Leben. So entstand die Neigung, mich um die Lehre der Waldenser zu bekümmern. Gräfin Erdmuthe gab mir die alten Schriften, die sie gesammelt hatte und die in ihrem Text vielleicht niemand so verstand, als ich —"

Auch Ambrosi war in ein tiefes Erinnern versunken und kaum noch schien er zuzuhören. Bonaventura chiffrirte inzwischen für sich weiter und las. Die Darstellung des Vaters lenkte auf jene Empfindungen zurück, die sich in Ambrosi's Innern angesponnen haben mußten; deshalb begann der Freund aufs neue die laute Mittheilung.

„Ich würde vergebens gerungen haben, aus meinen durch die Ehegesetze geweckten Zweifeln an Roms Hierarchie zu einer Versöhnung mit dem ewigen Grund aller Dinge, der in unserm Gewissen den einzigen Weg zu seiner Erkenntniß vorgezeichnet hat, zu gelangen, wenn nicht ein wunderbares Erlebniß mich zum Frieden mit mir selbst gebracht hätte. Alle Schätze der Erde sind doch nichts gegen die Seligkeit eines erlösten Schuldbewußtseins —! Dann streckt jubelnd die Dankbarkeit ihre Hände gen Himmel und ruft: Verhängniß, Zufall oder wie dein Name sein mag, ewiges Gesetz des Lebens, ich bringe dir den Dank einer befreiten Seele, ich bring' ihn dir mit einem Jubel, der bis in den Sphärensang der Sterne dringt —! Unter den vielen, die in meine Waldhütte kamen, um sich Raths zu erholen, wie ich ihn gerade geben konnte, kam auch ein anmuthiger Jüngling. Seine Mienen hatten einen melancholisch trauernden Ausdruck. Ich konnte ihn nicht sehen, ohne sogleich mit tiefster Wehmuth auch deiner zu gedenken. Es war den geistlichen Schülern von Robillante, überhaupt rechtgläubigen Seelen verboten, sich meiner Hütte zu nahen — dennoch geschah es — ich wurde ein Beichtiger wider Willen. Auch diese Schüler, die sich oft in den

Wäldern tummelten, gingen nicht, ehe ich nicht jedem gethan oder gerathen, wie und was er wollte. Vielen Umwohnern mußt' ich Briefe schreiben, andern über ihre Geldsachen rathen, manchen lehrte ich die Sprachen, auch deutsch — Knaben wie Mädchen."

Bonaventura gedachte der Gattin Hedemann's.

„Jener Schüler aus Robillante wollte Deutsch lernen. Die Gabe der Sprachen schien dem jungen Novizen versagt; desto reger war sein Forschereifer in Aufgaben der Phantasie und des Gemüths. Vincente Ambrosi wollte Mönch werden; ich that nichts, um ihn in diesem Entschluß wankend zu machen, kämpfte auch nicht gegen seinen Glauben, den er mit Hingebung und durchaus innerlich ergriff. In ihm liebte ich dich! Schon lange bewohnte ich meine einsame Hütte und war noch ohne Seelenruhe. Immer war ich gefoltert vom Hinblick auf den St.-Bernhard und meinen Betrug! Oft feuchteten meine Thränen mein nächtliches Lager. Oft trieb es mich, nach dem Hospiz zurückzukehren und nach allem zu forschen, was seither dort geschehen war. Aber die Vorstellung: Deine Gattin hat sich mit dem Freunde vermählt und darf nicht in Bigamie leben! schreckte mich; man konnte mich erkennen; diese einsam wohnenden Mönche behalten die wenigen Eindrücke, die ihnen werden, desto lebhafter. Immer und immer aber sah mein gefoltertes Gewissen die größten Verwickelungen entstanden aus den verwechselten Portefeuilles, aus dem Hinlegen meines Ringes unter die Sachen, die einem andern gehörten, einem, dessen Spur nun verloren war, indem er, für mich geltend, begraben wurde. Was half mir das Glück meines äußeren Schicksals, die liebevolle Sorge und der Schutz meiner Gräfin —! Mir fehlte Seelenfriede. Diesen fand ich erst, als mich wieder jener Priesterzögling besuchte, der oft in diese Gegend Almosen zu suchen ausgeschickt wurde. Er klagte über die Nichtbefriedigung seines Innern und erschloß mir zum

ersten mal, warum sein Gemüth so krank, sein Sinn so traurig war. Er hatte bei unserer ersten Begegnung Deutsch von mir lernen wollen; wie er jetzt erzählte, weil er nur zu sehr bedauerte, es in einer ernsten Sache, von welcher er damals nicht sprach — es ließ sich an einen Selbstmord seines Vaters denken — nicht verstanden zu haben. Er wäre das einzige Kind seiner Aeltern; seine Mutter, eine Frau von hoher Bildung, wäre eben aus dem Leben geschieden, als sein Vater, Lehrer der Mathematik am Colleg zu Robillante, um sich in seinem tiefen Schmerz aufzurichten, ihn ins Seminar gegeben und eine Fußreise in die Alpen angetreten hätte. Um die Savoyer und Deutschen Alpen zu vergleichen, hätte er vier Wochen ausbleiben wollen und wäre nicht zurückgekehrt. Da die Nachforschungen ohne Resultat blieben, machte sich nach einigen Monaten der Sohn selbst auf den Weg, um des Unglücklichen Schicksal in Erfahrung zu bringen. Der Vater war die Straße über den kleinen Bernhard, den Bernhardin, gegangen, hatte von da aus die Walliser, die Berner Alpen besucht — überall noch fand er des Vaters Spuren, auch noch auf der Heimkehr am Genfersee, noch in Martigny, ja bis zum Hospiz hinauf. Dort aber war dann plötzlich derjenige, von welchem er geglaubt hatte, daß es unfehlbar nur sein unglücklicher Vater hätte sein müssen — ein anderer, den gleichfalls der Schneesturm überfallen, ein von einem deutschen Domherrn und seinem Diener damals erst vor einigen Wochen in St.-Remy Begrabener, ein Deutscher, Friedrich von Asselyn genannt —! Den Namen hatte er deutlich und richtig aufgeschrieben; er stand in St.-Remy auf meinem vom Bruder Franz gesetzten Leichenstein —“

Die Freunde konnten an dieser Stelle nichts thun, als sich über die wunderbare Verknüpfung ihres Lebens gerührt die Hände drücken.

„Weinen durfte ich bei der Erzählung des Jünglings — denn sein Leid hätte an sich schon jeden gerührt. Mein Weinen war aber ein Weinen der Freude, das der junge Geistliche nicht begreifen konnte. Ich sprach ihm, da mein Entschluß, mein Geheimniß zu hüten, so lange deine Mutter lebte, feststehen sollte: Ich kann dir nicht sagen, mein Vincente, daß dein Vater lebt; aber glaube mir, die Stunde der Trauer, als dir alles zu sagen schien: Du findest ihn, wenn auch im schreckhaftesten Bild des Todes, und du sahst dich dann doch in deiner schmerzlichen Hoffnung getäuscht — diese Stunde, mein Sohn, wird dir gelohnt werden mit ewigen Himmelskronen! Der Jüngling deutete alles im Bilde. Ich wurde ihm näher verbunden und tiefer verloren wir uns in die großen Aufgaben des Lebens. Von dieser Zeit an erhob sich mein Inneres zum Dank gegen Gott. Denn Dank gegen Gott, das ist das Gefühl, dessen Ausdruck wir tausendmal im Munde führen und welches wir doch nur selten verstehen, selten in die Ursachen seiner wahren Beseligung zu zergliedern vermögen —!“

Wieder hielten die Freunde inne. Wieder besiegelte ihr Händedruck den gottgeschlossenen Bund ihres Lebens.

„Nun wagte ich, auch an die Läuterung Anderer, an die der Kirche zu denken. Gräfin Erdmuthens Glaube überträgt unser Glück auf die Wohlthat der Erlösung durch die Gnade. Das Bild der Gnade begriff ich jetzt und pries am Glauben der Protestanten, daß sie, die so Vieles aufgaben, was sie noch wie andere Christen hätten hüten und tragen sollen, sich das Bewußtsein einer fast persönlichen Wahl und Führung Gottes gewonnen hatten. Ich sah die Hand der Vergebung wie greifbar vor mir, ich fühlte an mir selbst die wider Verdienst geschenkte Gnade des großen Erlösungswerks. Nun verstand ich die reinen, andächtigen Bücher der Waldenser, diese kindlichen Hingebungen an die Schrift. Die Bibel wurde mir das Buch der göttlich geführten

Menschenschicksale. Liebe, Glaube und Hoffnung wurde mein Evangelium. Wozu bedarf es mehr? Und wozu irgendetwas, was nicht auf diesem Grunde ruhte? So lehrte ich an manchen Tagen unter meinen alten Eichen und die Menschen kamen von nah und von fern, bis sie durch die Verfolgungen daran gehindert wurden. Da hätt' ich denn schon den wirklichen Tod suchen können, da in dieser Welt auf solchen Drang noch immer der Tod gesetzt ist. Immer entschlossener theilt' ich die Ueberzeugung der Gräfin, daß das Verderben der Welt der Stuhl des Antichrists in Rom ist. Die Fortschritte der Bibelverbreitung, das Wirken englischer Missionäre gerade auf italienischem Boden, die enge Verbindung zwischen Politik und Religion gerade in diesem Lande, der erwachende Freiheitsdrang Italiens, der nur allein über die Zerstörung der Priesterherrschaft Roms hinweg sein ersehntes Ziel der Volks- und Bürgerfreiheit erringen kann, alles das erfüllte mich mit hoher Spannung. Ja, in einer solchen Stunde kam mir der Gedanke, nicht allein meinen zweiten Sohn, Vincente Ambrosi, für die Sache der großen Reform zu gewinnen — ihn nannt' ich auch in diesem Sinn schon den Meinen — sondern auch meinen ersten, der, wie ich hörte, in die Netze der Römlinge gefallen war. Noch schob ich es auf, bis ich hörte, daß sich sogar an den Unternehmungen jenes Kirchenfürsten dein Wahn betheiligte, von denen mir die Gräfin in höchster Aufregung ihrer leidenschaftlichen Parteinahme für den gekrönten Vorkämpfer des Protestantismus in Deutschland erzählte. Da schrieb ich dem Bruder Franz und dir, Bonaventura, sub sigillo confessionis eine Aufforderung zu einem Tag des Concils unter den Eichen von Castellungo. Es war eine That, die selbst die Möglichkeit, mich, deine Mutter, uns alle unglücklich zu machen und tief zu beschämen, nicht scheute, gewiß eine That der Uebereilung, geschehen ganz in jener alten Hast, die ich noch nicht überwunden

hatte — Ach, es sollten Prüfungen kommen, die mein Blut in ruhigere Wallung, mein Denken in kühlere Bewegung brachten —"

Cardinal Ambrosi mußte bestätigen, daß Bonaventura's Vater schon damals von seiner baldigen Entfernung aus Castellungo gesprochen hatte. Die Geständnisse kehrten auf ihn selbst, der in heftigste Erregung gerathen war und zuweilen, wenn er dechiffrirt hatte, auf- und niederschritt, zurück.

„Wie aber erreicht man ein allgemeines Concil? Wie setzt man die Majestät dreier Jahrhunderte des Lichts zum Richter über das Concil von Trident? Arme Mönche und Landpfarrer haben keine Stimme im Rath der Kirche! Ein Cardinal, ein Papst muß es sein, der dem Schöpfer das Wort nachstammelt: «Es werde Licht!» Und wie wird man Cardinal, wie Papst —? So sprach mein Schüler eines Tags mit bebender Stimme. «Dazu sind alle Wege offen!» erwiderte ich lächelnd. «Keiner ist freilich sicher!» Einer, setzte ich hinzu, wäre neu, der: In Rom ein Mönch im alten Sinne der Väter zu sein! «Werde ein Heiliger, mein Sohn!» sprach ich. Das will ich werden! antwortete Vincente. Ich erschrak, ergriff seine Hand und fuhr fort: Mein Sohn, kein Urtheil über die Menschen und Dinge dieser Erde darf dann früher über deine Lippen kommen, bis die kühle Erde oder der Purpur deine Stirn deckt! «Das schwör' ich zum dreieinigen Gott!» sprach Vincente Ambrosi und ging nach Rom —"

Ambrosi legte sein Haupt auf den Tisch und faltete die Hände. Auch Bonaventura's Schweigen war wie ein Gebet. Nach einer feierlichen Stille sagte er: Und ich, ich mußte dir das letzte Wiedersehen deines Vorläufers und Apostels rauben —! Den Blick der Bewunderung —!

Er ist jetzt unter uns! sprach Ambrosi mit verklärtem Blick gen Himmel. Und wie bald — wie bald einigt uns alle — das große Gottesherz —!

Eine lange Pause trat ein. Dann mahnte Ambrosi selbst, daß der Freund fortfahren möchte. Es war tiefe Nacht ringsum. Bonaventura las, was Ambrosi aufzuschreiben fortfuhr:

„Als mein treuer Schüler nach Rom zu den strengen Alcantarinern gepilgert war, hätte ich in hoher, göttlicher Freude in meiner Klause leben können, wenn ich mich nicht einige Jahre später hätte zu jenen Briefen hinreißen lassen. So lebte ich mit Zittern unter den Eichen von Castellungo, hoffend und wieder erbangend, erbangend, daß meine Entdeckung näher und näher rückte. Mevissen mußte todt sein — ich hörte nichts mehr von ihm. So ging noch ein Jahr, noch ein zweites hin. Da kam die mich geradezu bis zum Wahnsinn verwirrende Nachricht, daß mein eigener Sohn als Bischof in Robillante erwartet würde —! Wie war das möglich geworden! Ich wußte nichts vom Zusammenhang dieser geradezu unbegreiflichen Wendung, ich sah nur die Wirkung meiner Mahnung an die Eichen von Castellungo, die Entdeckung meines Aufenthalts —! Dein Denken, dein Fühlen entnahm ich aus dem, was ich allein von dir wußte —! Dein Bekenntniß war mir verhaßt; hatten dich andere in meine Nähe mit Absicht gebracht? Ich hätte fürchten müssen, dich in die traurigsten Conflicte zu verwickeln. So entfloh ich. Ich bot alles auf, dir, deiner Mutter, deinem zweiten Vater die volle Freiheit eueres Lebens zu lassen, mir nur den Schein meines Todes."

Ambrosi hatte schon lange dem Freunde seinen fortgesetzten Zusammenhang mit Federigo erzählt. Jetzt erfolgte die Bestätigung.

„Ambrosi wurde der neue Vermittler zwischen deiner Liebe und meiner Furcht! Ich hörte von deiner veränderten Richtung, von deinen Kämpfen, von deinen Siegen. Ist es nicht gut, zu entbehren um einen Gewinn? Sah ich dich nicht, ob hier, ob dort,

in meinen Armen, vereint mit dir durch jene großen Opfer, die nicht ausbleiben, solange die Erde in ihren Bahnen der Dunkelheit und der Sehnsucht nach dem unsterblichen Lichte rollt —! Ich fürchtete nichts von den Schrecken dieser Welt — nichts von den Schrecken Italiens. Müssen sich nicht selbst die Drohnisse der Natur in Quellen der Freude verwandeln, wenn sie uns die Gemeinsamkeit des Erdenlooses lehren und das Bild eines großen Zweckes aufstellen, welchem an der ewigen Schöpfungsquelle erst aus Tod die Erfüllung wird! Wenn ich dir schildern sollte, wie ich auf meinem Pilgergang nach Loretto, in der Gefangenschaft der Räuber, im Silaswald in jener Waldeinsamkeit, die ich in meinen Jugendträumen so oft gepriesen und ersehnt und nun bedenklich genug zum ewigen Aufenthalt erhalten hatte, hin- und herbewegt wurde von einer Welt andringender, mich stets beschäftigender Thatsachen, wie ich namentlich im Hinblick auf dich und deine große Laufbahn von Zweifel, Hoffnung, innigster Vater- ja Freundesliebe bewegt wurde — dann soviel freundliche Genien fand, die mich wiederum einen Jüngling wie Ambrosi, entsagungsmuthig, willensstark und willensrein finden ließen — Paolo Vigo — wie ich nun schon drei einem Gottesreiche gewonnen sah, das mit klingenden Harfen näher und näher den Nebeln der Erde kommt —“

Bis hierher hatten die Freunde entziffert und gelesen, als die Lampe erlosch und sie sahen, daß der helle Morgen tagte. Sie hatten das Schwinden der Zeit nicht bemerkt. Auch das Verglimmen des Feuers im Kamin nicht. Nun meldeten sich die Rechte der Natur im Gefühl nicht der Müdigkeit, sondern in der Entdeckung, daß es Winter und kalt war.

Draußen läuteten die Morgenglocken. Die Freunde waren so selig von Freundschaft, Liebe und Hoffnung ergriffen, daß ihnen die Besinnung auf die Welt, sogar der Hinblick auf die in den

öden Mauern des Inquisitionspalastes liegende Hülle der edlen, schwärmerischen Seele, die hier zu ihnen sprach, wie ein Traum, wie eine märchenhafte Jugenderinnerung war. Den Rest der Blätter wollten sie auf den stilleren Abend lassen und noch wenige Stunden ruhen. Dann hatten sie die Absicht, zunächst zum General der Dominicaner zu fahren und diesem für seine überraschenden Indulgenzen zu danken. Hierauf wollten sie in den Inquisitionspalast, später nach San-Pietro in Montorio.

Schon hörte man von der Straße her den Lärm des Tages. Eben wollten sich die Freunde trennen, als sie bemerkten, daß der Diener (er hatte die auf dem entlegenen Zimmer Eingeschlossenen nicht ferner stören dürfen und sie dann, nachdem er inzwischen geruht, staunend noch nicht zu Bett gegangen wiedergefunden), noch eine Eröffnung für sie bereitzuhalten schien. Er sagte, daß die trübe Nachricht erst nach Mitternacht gekommen wäre und er sie sofort nicht zu melden gewagt hätte.

Welche trübe Nachricht?

Es war verhängt, daß sich heute keine Ruhe auf die leidüberladenen Herzen senken sollte. Die Feuersbrunst hatte auf Via dei Mercanti stattgefunden. Sie war seit Jahren eine der größten, die in Rom stattgefunden. Die daselbst in einem alten Palast befindlichen Waarenmagazine waren von den wüthenden Flammen zerstört worden. Von oben und unten sich begegnend hatten sie die Stiegen unbetretbar gemacht. Man beklagte Verlust an Menschenleben.

Ambrosi und Bonaventura fragten nach Gräfin Sarzana. Der Diener berichtete ihren Tod. Ein Franciscanerbruder, erzählte er und die sich mehrende Dienerschaft ergänzte seinen Bericht, hätte retten wollen. Muthig stürzte sich der Mönch in die Flammen, zumal als man zu sehen geglaubt, daß eine Dame, die oben aus der Zerstörung einen Ausgang suchte, einem Räuber

ein Kästchen entriß, das sie mit Verzweiflung und hülferufend vor ihm zu wahren suchte. Auf einer mit Eisenblech beschlagenen Leiter erreichte der Mönch den Balcon, der schon mit brennendem, zur Rettung bestimmtem Geräth überhäuft war, kletterte in ein vom wirbelnden Qualm und mit knisternden Funken erfülltes Zimmer, wo deutlich durch die zersprungenen Fensterscheiben hindurch das Ringen der Dame mit einem Mann erblickt werden konnte, dem sie jenes Kästchen nicht zur Rettung überlassen zu wollen schien. Der Mönch machte sich Bahn, ergriff den Schrein, warf ihn auf die Straße — in die verzehrende Glut, die ihn sofort zerstörte. Denn die Flamme loderte so hoch auf, daß bereits die glühend gewordene Leiter brannte. Man versuchte eine neue anzulegen. Vergebens! Noch einmal hörte man aus dem allgemeinen Lärm der Verwüstung und Zerstörung heraus die Stimme des Mönchs, der seine schon brennende Kutte abgerissen hatte, hörte den mächtigen Ausruf: „Schon einmal gelang es, Brüderchen!" Da verloren sich die italienischen Worte, die noch zu allgemeiner Verständlichkeit der Muthige gerufen hatte, in eine fremde Sprache. Mit dem einen Arm ergriff er den Räuber, mit dem andern die Gräfin Sarzana, hob beide hochhinweg über die brennenden Geräthschaften auf dem Balcon und schickte sich zum Sprunge an. Die Balken des Daches stürzen, die Flamme sucht mit gierigem Schlund die schon Erstickenden. Jetzt, mit dem Ausruf: Noch einmal in Jesu Namen! springt der Rettende in die Tiefe. Mit zerschmetterten Gliedern lagen drei Menschen auf der Straße — bedeckt von den brennenden Balken und dem Schutt der Zerstörung — Sie lagen todt.

Während Bonaventura erstarrt zur Bildsäule, von Ambrosi gehalten, jedes Wort wie die Spitze eines Dolches fühlte und doch mit dem innigsten Antheil dem Grauenerregenden sein Ohr entgegenhielt, fuhr der Bericht fort: Nun stellte es sich heraus, daß

der eine der beiden Männer jener deutsche Mönch gewesen, der einst den Grizzifalcone erschossen, Frà Hubertus. Der andere hat sich keineswegs als Räuber herausgestellt. Es war — ein Freund der unglücklichen frommen Gräfin, der allein nur zum Helfen gekommen war — ein Priester des Al Gesù, Pater Stanislaus. Die Gräfin Sarzana wurde über die Engelsbrücke getragen, noch hatte sie einige Besinnung; sie erreichte das Krankenhaus der Deutschen nicht mehr. An den Stufen der Peterskirche mußte die Bahre halten. Dort ist sie verschieden. Den todten Pater Stanislaus, hieß es, holten seine Ordensbrüder ab. Frà Hubertus hätte, versicherte man, mit seinem Muth und seiner unbändigen Kraft den schreckhaften Ausgang auf alle Fälle verhindert, wär' er gleich anfangs auf dem Brandplatz verblieben. Aber mitten im Gewühl behauptete er die Spur eines Mannes verloren zu haben, dem sein leichtbeschwingter Fuß schon aus Gründen aus dem Sacro Officio gefolgt war und den er im Gedräng der Menschen aus den Augen verlor. Darüber verstrich die Zeit. Endlich erblickte er in vermeintlichem Kampf mit Gräfin Sarzana den Gesuchten, rief Worte in einer unverständlichen Sprache hinauf, kletterte in die Höhe — worüber allein schon alles entsetzt stand. Dann kam er zurück. Es war — als wenn der Tod, ein Knochengerippe, beleuchtet vom blutrothen Schein der Flammen, die schon brennenden Sprossen der Leiter herabklimmen wollte, zwei Leben in seinem Arm — Der Erfolg des Sprunges gab dem Sensenmanne, was er vielleicht suchte —!

Die Erzählenden hielten auf einen Wink Ambrosi's inne. Vom Schmerze bewältigt vernahm Bonaventura nichts mehr.

Ende des achten Buchs.

Neuntes Buch.

18??

Der Vogel nistet selbst am brausenden Donnerton des Wassersturzes in seinem traulichen Versteck. Auch die ermüdete Menschenseele, Erquickung bedürfend, sucht sich ihre Ordnung aus den Schrecken der Zerstörung sogar heraus, sucht — und findet dann auch ihre alte, ihr so wohlbekannte Gewöhnung an Freud' und Leid — selbst bei Sturm und Ungewitter.

Am Fuß eines alten unschönen Gemäuers in Rom, die Pyramide des Cestius genannt und, der Inschrift zufolge, das Grabdenkmal eines wohlhabenden — Kochs aus Kaiser Augustus' Zeit, schmettert in die blaue sonnige Frühlingsluft eine Nachtigall. Vielleicht würde die Sängerin der Haine entfliehen, wenn sie die Fittiche der luftbewohnenden Nachtunholde, das ringelnde Schleichen einer Schlange umkreisten — aber die Wildheit der Menschen störte sie nicht.

Kanonen donnern —! Wilde Lieder erschallen —! Tausende von Menschen üben sich im Dienst der Waffen — Die Nachtigall singt dennoch ihre Klage unter den Rosenbüschen.

Am Fuß des alten Gemäuers breitet sich ein Kirchhof aus. Wohlgewählt der Platz beim alten Cajus Cestius, Koch und vielleicht Gastwirth im alten Rom —! Auch Herberge gab er vielleicht den Fremden — den Griechen, Persern, Afrikanern. Sein Grundstück gibt jetzt den Juden und Ketzern Herberge, wenn sie

in Rom ihr Auge schließen. Diese Rosen und Lilien an dem alten Gemäuer, wo die Nachtigall schlägt, gehören dem Kirchhof der Protestanten.

Rom ist in Waffen. Ein Dictator ist erstanden. Eben befindet er sich oben und überschaut an diesem entlegenen Ende der Stadt, vom Monte Testaccio aus, die Ebene mit seinem Fernrohr. Eine kräftige, gedrungene Gestalt mit gebräuntem Antlitz, mit schlichtem, schon weißem Haar und mit fast deutschen Augen. Ein Italiener ist's mit dem grauen Reiterhut und einer rothen wallenden Feder darauf. Sein militärischer Stab begleitet ihn.

Von hier aus sieht man deutlich drei Heere zu gleicher Zeit, die in Latiums großer Ebene, der Campagna, so lagern, wie hier einst die Cimbern und Teutonen und zur Zeit der Völkerwanderung die Hunnen lagerten. Dem Meere zu liegt das Heer der Franken. Dem Gebirge zu das Heer der „Deutschen" — was eben „Deutsche" unter Oesterreichs Fahnen sind. An der südlichen Seite liegt das Heer der Italiener, im Bund mit der Erhebung in Rom und seinem sieggewohnten Führer.

Der Monte Testaccio ist ein seltsamer Berg. Vom Abfall der Küchen, den hier eine Verwaltung, die im Alterthum sorgsamer als die spätere päpstliche war, auf einen Haufen an die Thore der Stadt schaffen ließ, hat sich ein Hügel gebildet, wo Unkraut wuchert auf angeflogener Erde, die, in die Ritzen eingedrungen, den Mörtel dieser zu einem Ganzen vereinigten Scherben bildet. Wie mancher schöne Henkelkrug liegt da in Trümmern —! Wessen Hand mag ihn einst an die dürstende Lippe gesetzt haben —!

Noch sind die Götter des friedlichen Hauses nicht ganz von diesen Gefäßen gewichen, die ihnen einst geweiht waren. Der Monte Testaccio wurde ausgehöhlt, und verbreitet aus Weinkellern süßen Kelterduft. Vielleicht hatte hier schon Cajus

Cestius seine Weinvorräthe. Ueber diese Trümmer gibt es Treppen, Estraden, Lauben von Akazien- und Hollunderbüschen, wo die, die einen „Guten im Kühlen" zu schätzen wissen, in Hemdärmeln sitzen und das schöne „Aller Weisheit sich entschlagen" üben, das in Rom von je beim Becher geliebt wurde.

Auch heute fehlen, wie nicht die Nachtigall und die Rosen unter den Gräbern, so auch die Trinker nicht. Massenhaft durchforschen sie die heiteren Katakomben des Testaccio. Wilde und sanfte Gestalten gemischt — Priester und Mönche sogar — alle in Waffen, die meisten mit rother Blouse — die Büchsen sind in Haufen zusammengestellt. Der nahe Kirchhof stört niemanden — doch hat der Tod seit Jahren in Italien furchtbare Ernten gehalten —! Throne brachen zusammen. Völker kämpften gegen Völker. Die letzte Entscheidung über Italiens Wiedergeburt ist nahe herbeigekommen.

Die gegenwärtige Waffenruhe trat ein durch den Tod des Stellvertreters Christi. Ihrer mehre sind sich seither nun in kurzer Frist gefolgt. Einige Greise sanken in stürmischer Zeit dahin, wie schon sonst ein Stephan II. nur drei Tage auf jenem Stuhl saß, wo man, nach Innocenz' III. Wort, „zwar weniger, als Gott, aber mehr, als ein Mensch ist" — Bonifaz VII. ermordete ihn. Auch dieser wich in einem Jahre schon vor Donus II. Auch Clemens II. Freiherr von Horneburg, ein Deutscher, war vor Jahrhunderten in jener Schwebe zwischen Himmel und Erde nur ein Jahr geblieben; Gregor VIII. nur wenige Wochen. So herab bis zu Pius VIII., der gleichfalls nur wenig über ein Jahr an den schweren Himmelsschlüsseln getragen hat. Seitdem kamen andere und schon hatte Frankreich in Avignon, Oesterreich in Salzburg einen Papst wählen und krönen lassen.

Das neuntägige Trauergeläut unterbrach den Kanonendonner in der Campagna und Roms Dictator, bestürmt von seinen

Kriegern, bestürmt vom freisinnigen Theil Europas, Er möchte doch am wenigsten in Rom noch einmal eine Papstwahl dulden, erhob dennoch sein Schwert und sprach: Der Letzte der Reihe! Doch hört sein Wort! Ist es ein Prätendent auf die weltliche Herrschaft Roms, wie sie alle gewesen, so senden wir ihn zu den beiden Heeressäulen draußen hinaus, deren Bajonnete ihn halten mögen, den Schatten ohne Macht und Würde! Ist es aber ein Nachfolger Petri im Geiste Petri, ein Friedensfürst und Apostel, so soll die Welt seine segnende Hand nicht entbehren. Dann wird unser Schild ihn tragen. Unser ihm zujubelnder Beifall feiert vielleicht die Erlösungsstunde der Menschheit!

Drei Tage nun dauerte schon das Conclave von nur noch dreißig Cardinälen. Immer noch eine ausreichende Anzahl von Anwesenden unter den nie ganz vollständig gewesenen Siebzig — Und vollends in solcher Zeit —! Offen und ehrlich hatte der Dictator in die Welt gerufen, daß jeder, der den Purpur trüge, unbekümmert an die Thore Roms pochen dürfe; Rom würde ihm öffnen und ihn bei Ausübung seiner Gerechtsame schützen.

So ruhten denn nun seit zwölf Tagen die Waffen und an das Schreckensvolle, an brennende Dächer, stürzende Thürme, an die Verheerungen der Seuchen, hatte sich schon wieder die bedrängte Stadt so gewöhnt, daß zwölf Ruhe- und Trauertage Festtage erschienen. An die Thore, die mit haushohen Barrikaden befestigt waren, hinter die Schanzkörbe der Mauern wagten sich die Frauen, die Kinder, die Greise. Bang und erwartungsvoll umstanden sie die Batterieen, die mit brennenden Lunten den Monte Cavallo umgaben, wo die Cardinäle eingemauert und den Heiligen Geist erwartend saßen.

Der Dictator hatte jetzt sein Roß bestiegen und sprengte mit seinem Stab vom Fuß des Testaccio dem Thor der Bocca della Verità zu und zur Stadt zurück. Er blickte sorglos. Durch

nichts verrieth er, daß die Welt in diesem Augenblick einer Mine glich, die ein einziger Funke in die Luft sprengen und vor allem ihn selbst vernichten konnte.

Lächelnd grüßte er zwei ihm wohlbekannte Damen in Trauer, welche die allgemeine Erlösung vom Schrecken dieser Tage benutzten, um den Sonnenschein, die Nachtigall, die Rosen und die Gräber zu besuchen. Von bebenden Hoffnungen, schmerzlichen Erinnerungen bewegt, suchten sie Erholung auf dem Friedhof. Ein blühender Knabe von sieben bis acht Jahren saß vor ihnen munter und ruhig.

Die Reiter bogen aus und ließen den offenen Wagen hindurch. Mitten durch die Zelte und Gruppen der singenden oder sich im Kriegsspiel übenden Krieger hindurchfahrend, stiegen die Frauen, der Knabe und ein Diener am Thor des Friedhofs der Protestanten aus. In den Händen trugen sie Kränze.

Der kleine grüne Fleck dieses Todtenackers war in den letzten Stürmen sichtlich verschont geblieben. Zwar lagen manche der Ahornbäume, die seine Alleen bildeten, niedergesägt; ebenso Sträucher mit verwelkten Schneeballen oder Jasmindolden; aber die Gräber selbst waren verschont geblieben. Der stille Geisterhauch, der doppelt geheimnißvoll über diese Gräber, die in der Fremde Gestorbene bedecken, hinweht, schien ruhige Grüße der Sehnsucht nach dem Vaterlande hinüber oder von dorther zurückzutragen. Aeltern, Geschwister, Kinder der hier Ruhenden weilen in der Ferne —! Manchem jenseits der Alpen Weinenden ruht hier sein ganzes Glück — unter einem — wie oft! — nur einfachen grünen Hügel. Doch prangen auch auf marmornem Monument die Bildnisse berühmter Künstler, Gelehrten, hochgefeierter Staatsmänner. Meist sind die Züge der Abgebildeten leidend — man sieht es, der Geschiedene hat noch zuletzt auf diese milde weiche Luft, auf diesen heitern Sonnenschein seine

Hoffnung gesetzt und die Hoffnung betrog ihn. Dürftige Holzkreuze mahnen an manchen armen jungen Maler, der in Italien sein Ideal gesucht und es in einem römischen Spital in einer einzigen Fiebernacht finden sollte!

Jetzt halten die beiden Damen in Trauer — hohe, schlanke, edle Gestalten, gefolgt vom Diener und geführt vom voranspringenden Knaben — vor einem Denkstein, auf welchem der Name zu lesen steht:

„Graf Hugo von Salem-Camphausen."

Sie nehmen dem Diener ihre Rosen und Lorberkränze ab, die aus dem Wagen dieser mitgebracht, und legen sie auf das Grab, das erst kürzlich seine Vollendung erhalten hatte. Graf Hugo, nicht in die Dienste seiner Armee zurückgetreten, hatte seither auf Schloß Salem seiner Gattin und dem Sohne gelebt, den sie ihm geboren: Benno Thiebold Bonaventura Graf von Dorste-Salem-Camphausen! Er wurde lutherisch getauft. Graf Hugo starb bei allem Glück an einem Siechthum des Herzens — er hatte seit Jahren der Kämpfe zu viel bestanden. In Rom hatte er Genesung gehofft und heute vor einem Jahr war sein Auge erloschen. Das da ist sein lieber Sohn — er wird erzogen von zwei Müttern statt einer —! Von Paula und von Armgart. Letztere ist nun auch schon von grauen und nicht verfrühten grauen Locken — wie bei ihrem auf Castellungo noch mit dem Vater lebenden streitbar rührsamen Mütterchen.

Das heutige Opfer der Freundschaft und Dankbarkeit konnte nicht lange währen; denn die bangen weiblichen Herzen entdeckten bald, daß sie denn doch in so wildem Kriegerjubel zu allein waren. Es war eine einzige Stunde Allerseelen. Sie gedachten voll Innigkeit aller Todtenhügel, die sich ihnen in der Welt schon erhoben —! In der Ferne das noch immer von Armgart mit

Rosen und Vergißmeinnicht umfriedigte Grab des Onkel Dechanten —! Benno's —! Der Tante Benigna, des Onkel Levinus —! Des Präsidenten von Wittekind —! Auch in der Nähe gab es trauervolle Erinnerungen. Nicht weit von hier, auf dem Kirchhof der Laterangemeinde, lag ein Hügel, unter welchem die Herzogin von Amarillas ruhte. Man sagte von ihr, daß sie ein Jahr vor ihrem Ende nachts wie ein verstörter Geist in ihren Zimmern umirrte und die Ruhe suchte, die ihr nur noch der Tod geben konnte. Am Vatican befand sich Lucindens Grab —! Im Inquisitionspalast ein Hügel, der Bonaventura's Vater deckte —! Bruder Hubertus' Asche ruhte auf San-Pietro in Montorio —! Terschka's Ruhestätte kannte man nicht. Die Frauen suchten und forschten auch nicht nach ihr — ebenso wenig, wie nach den Umständen, unter denen Lucinde, Terschka und Hubertus aus dem Leben gingen. Es gab darüber grauenvolle Sagen — Armgart und Paula glaubten diese nicht; nicht um der Religion willen, sondern um deshalb nicht, weil ein weibliches Herz die Schleier böser Dinge ungern gelüftet sieht. Wo ist der Widerhall zu finden, die ganze Grabesrede, die jedem dieser Menschen gebührte! Nur in Gott mögen sie ruhen; nachfühlen und von ihnen träumen mag der Dichter! Paula und Armgart waren gerechter als andere — was man noch lange, lange in Rom und Deutschland von Lucinden sprach, erschöpfte selbst ihrem strengen Urtheil nicht die ganze Wahrheit.

Oder sollte Lucinde wirklich den Tod gefunden haben, überrascht bei einem Briefe, den sie damals gerade an Bonaventura geschrieben —? Vor einem offenen Kästchen, in welchem Documente lagen, die — mit den Schicksalen der Familien Wittekind und Asselyn zusammenhingen, mit Benno's Ursprung, wie man glaubte, mit seines Vaters betrügerischer zweiter Ehe, mit dem

scheinbaren Tod des weiland Regierungsraths von Asselyn —! Was ließ sich nicht alles an unheimlichen Stellen im Leid dieser Familien auffinden —!

Oder sollte es wahr sein, daß Feselotti, das Al Gesù und Olympia im Bunde jenes Kästchen bei Gelegenheit einer Feuersbrunst ebenso wollten verloren gehen lassen, wie einst die verhängnißvolle falsche Urkunde, die Hammaker geschrieben, bei jenem Brande zu Westerhof gefunden wurde —? War es wirklich Terschka, der diesen Raub hatte auf sich nehmen wollen — sollen — und ihn auszuführen schon lange versuchte —? Hatte Terschka's Ohr im Inquisitionspalast, in den nur die Verschlagenheit des ehemaligen Anwohners der Porta Cavallaggieri sich einzuschleichen wußte, die Beziehungen belauschen sollen, die zwischen Bonaventura und dem deutschen Einsiedler aus dem Silaswald obwalteten —? Und hatte die Feuersbrunst zu früh begonnen und der Mönch mit dem Todtenkopf, der alte Freund aus ihrer Jugendzeit, der zwischen Westerhof und Himmelpfort so oft im wogenden Kornfeld traulich mit ihnen geplaudert und scherzend ihnen Cyanenkränze gewunden, seinen seit Jahren gesuchten zweiten Schützling in dem Augenblick wiedergefunden, wo ihn zugleich auch über diesen der Himmel zum Richter machte — freilich nunmehr mit dem Einsatz seines eignen Lebens —?

Wandte sich alledem ein grübelndes Forschen und Staunen der Menschen zu, so ließen die beiden Frauen von andern diese so geheimen Fäden offen und klar darlegen; sie selbst verglichen schon sonst wol das Meiste, was im Schoose Gottes ruht, dem stillwaltenden Naturgeheimniß, das oft ein einfaches Summen schwärmender Käfer im heißen Sommerbrand tiefer auszudrücken scheine, als Bibliotheken voll Menschenwitz. Mochten sie nicht glauben, daß ein Falter, der von Blume zu Blume fliegt, schon vom All mehr erfahren hat, als wir Menschen es je ver-

mögen —? So war es ihnen wenigstens immer, wenn man von Lucinden sprach.

Eine Stunde verging. Alle düstern Vorstellungen schwanden im Hinblick auf die Enthüllungen des Conclave. Bonaventura, der muthige Bekämpfer der jetzt überall aus Italien vertriebenen und nur noch in Spanien und Deutschland nistenden Jesuiten, Bonaventura, der noch immer in Coni wohnende Segner alles dessen, was Fefelotti von Trident und Brixen, zuletzt von Salzburg, Wien und Würzburg aus verdammte — auch er war angekommen und eingezogen in den wiederum vermauerten Palast des Quirinal.

Von ihrer Wohnung aus, die sie in Palazzo Ruspigliosi genommen, hatten die Frauen den Einzug der Cardinäle mit angesehen. Die lange Procession war hindurchgeschritten durch die Krieger, deren drohendes Toben der Dictator hatte beschwichtigen müssen. Tausende bis in die höchsten Dächer und Schornsteine hinauf blickten auf die seit lange zum ersten mal wieder zusammengekommenen höchsten Würdenträger der in Auflösung begriffenen Hierarchie. Noch befanden sich unter ihnen manche der Alten und Unverbesserlichen. Da eine hagere, leichenfahle Gestalt, gebeugt von der Last der Jahre, doch noch funkelnden ehrgeizigen Auges —! Dort eine beleibte, freundlich lächelnde, selbst wie mit dem Bäuchlein grüßende und nicht minder hoffnungsvolle — trotz der Sorgen, die auf dieser erledigten Krone lasteten —! Hier eine mit wirklichem Schmerz niederblickende, der schweren Zeit gedenkend —! Geprüft waren sie alle, diese „letzten Märtyrer", wie sie sich nennen ließen, durch die bittersten Erfahrungen, zum mindesten durch ihre ungewohnten Entbehrungen. In dieser diesmaligen Wahl entschied sich die Frage der Hierarchie für immer.

Unter ihnen schritt auch Cardinal Vincente Ambrosi — oft

als ein künftiger Stellvertreter Christi bezeichnet und noch jedesmal mit großer Stimmenzahl bedacht. Noch immer gab er ein wohlthuendes Bild männlicher Schönheit. Schneeweiß zwar sein Haar, aber schwarz die scharfe Augenbraue. Ihm galt der Zuruf der Römer zumeist. Um so mehr, da man wußte, daß das alte Recht der drei großen rechtgläubigen Dynastieen Frankreich, Oesterreich und Spanien gegen ihn geübt werden sollte — das Recht, daß, als Bevollmächtigter einer dieser Monarchieen, ein Cardinal gegen ihn protestiren darf. Gegen Einen nur und Einmal nur durfte protestirt werden — dann „stirbt die Biene, wenn sie den Stachel in ihren Feind gesenkt", wie Cardinal Wiseman sagt.

Auch Fefelotti folgte. Krumm, ganz vom Alter gebeugt, citronengelb, geführt von zwei Conclavisten. Ein Zischen und Höhnen der Masse verfolgte ihn, wie mit Spießruthen; jeder Mund hatte eine andere böse That von ihm zu erzählen. Auch die Feuersbrunst vor Jahren auf Strada dei Mercanti wurde nur ihm, nur der Fürstin Olympia Rucca, die mit ihm im Bunde stand, zugeschrieben. Letztere war nach Spanien entflohen und lebte ihre angeborne Natur, vielleicht auch einen innern Schmerz, jedenfalls die Zerstörung und den gänzlichen Verfall, den solchen Naturen das Alter verhängt, in den Stiergefechten von Madrid, im Muth der Espadas und Picadoren aus. Alle Trümmer des ehemaligen Rom verendeten in Spanien. Der junge Rucca befand sich dort mit seinen Orden, mit seinen Titeln und mit dem klingenden Werth seiner verkauften Güter.

Ein Glück für Fefelotti, daß ihm im Zug der Cardinäle Bonaventura d'Asselyno folgte — sein Gegner, ein Name, den Italien verehrte. Sogleich verstummte der Hohn, als die rollenden Augen dieser wilden Menschen den Erzbischof von Coni sahen. Auf Bonaventura paßten die Worte Samuelis: „Sieh nicht auf

sein Angesicht, noch auf die Höhe seiner Gestalt — sieh auf sein Herz!“ Angesicht und Gestalt ragten im Zuge majestätisch hervor und doch sprach nur jeder von seinem muthigen Geist, von seinem edlen Herzen. Nach des Präsidenten von Wittekind Tode wußte alle Welt die Geschichte Federigo's.

Drei Tage hatte das Volk durch einen kleinen Schornstein am Quirinal den aufsteigenden Rauch beobachtet. Er kommt vom Verbrennen der Wahlzettel im Ofen der Kapelle des Conclave. Im kleinen Garten, der zu dem von seinem Besitzer verlassenen und deshalb leicht zu ermiethenden Palast Ruspigliosi gehörte, wandelten Paula und Armgart schon seit drei Tagen auf und nieder wie mit Flügeln, die ihr Wille gewaltsam niederhalten mußte; bangfrohe Sehnsucht und Erwartung hob ihre Seelen, als wäre ihr Reich nur noch der Aether.

Die dreifache Krone gewinnt nur Er —! sprach Armgart zur Freundin, der sie eine Führerin und Lenkerin aller ihrer Lebensentschlüsse geworden war. In deinen Jugendträumen hast du ihn so gesehen; so wird es sich auch erfüllen!

Was sah' ich nicht alles und die Erfüllung — blieb doch aus! sprach Paula.

Alles kam anders — als wir erwarteten, aber es traf zu — zum Guten —! Armgart durfte gewiß so sprechen in Rücksicht auf den eigenen Frieden, der in ihr Inneres eingezogen war. Thiebold's Hand hatte sie abgelehnt, aber die fortdauernden Beweise seiner Freundschaft ließ sie sich nicht entgehen; wenn die Trennungen zu lange dauerten, konnte sie seine erheiternde Nähe nicht entbehren. Thiebold, reich und guter Laune, gefällig, alles zum Besten wendend, reiste zwischen den „Trümmern seiner schöneren Vergangenheit“ hin und her.

Sein Pathenkind, Benno, wie er genannt wurde, hatte jetzt nur die Krieger im Auge, die Kanonen an den Schanzkörben

hinter dem braunen Gestein der Cestiuspyramide, die dreifarbigen Fahnen und die blitzenden Bajonnete auf dem nahegelegenen alten Römerthor. —

Als ich heute in unserm Hause das Bild des Guido an der Decke betrachtete, sprach Paula, den Aufgang Aurorens über die Gewässer, mußt' ich deiner Erzählung gedenken, die du nach dem Schreckenstage des westerhofer Brandes vom Jagdgelag auf Münnichhof gegeben — an des seligen Onkels Schilderung der Farben, die dem Aufgang der Sonne über südliche Meereswogen vorangehen. So schwimm' ich auch heute ganz in Licht und Purpur —!

Armgart drückte die Hand der Freundin und sprach: Wir sind nur bis zu Gräbern gekommen und haben immer noch für diese Erde Hoffnungen —!

Während sie so plauderten auf dem marmornen Sarkophage, versunken in Träume und Erinnerungen, und ihre Augen dem Knaben folgten, der nach Schmetterlingen haschte, erbebte plötzlich die Luft vom Donner eines Kanonenschusses. Die Krieger ringsum griffen zu den Waffen. Auch auf dem Monte Testaccio wurde es lebendig. Der Schuß kam von der inneren Stadt.

Bald fielen, während die Kanonenschüsse sich wiederholten, Glocken ein. Immer mehr und mehr der ehernen Zungen begannen auf allen Thürmen zu sprechen. Ueber die ganze Stadt wehte es wie ein einziger klingender Luftstrom.

Die Wahl ist vollzogen! rief Armgart und brach auf. Der Knabe wurde gerufen. Sicher war es jetzt kaum zum Hindurchkommen, wenn man auf den Monte Cavallo zurückfahren wollte. Es mußte gewagt sein. Paula mußte geführt werden. Sie schwankte schon in zitternder Erwartung.

Der Donner der Kanonen, das Lärmen der Glocken währte

fort. Pfeilgeschwind schoß der Wagen durch die Vorstädte. Im Innern der Stadt mußt' es langsamer gehen.

Haben wir das versäumt! klagte Armgart und zugleich erwartungsvoll forschend, so oft der Wagen im Gewühl der Truppen, der Bivouaks, der Volksmassen still halten mußte. Sie fragte, was man wisse.

Man hörte nur Trommeln, Commandowörter, Drohungen sogar — Zu den Waffen! schrie das Volk und von Trastevere stürmten die Menschen in wilder Wuth über die Brücken. Was mag es geben! fragten sich die Frauen, voll Bangen über eine unerwartete Wendung.

Daß zur bestimmten Stunde aus dem kleinen Schornstein nicht Rauch gekommen war, galt bisjetzt für das einzige Zeichen, daß jemand für die Wahl das richtige Zweidrittel der Stimmen erhalten hatte. Wer es war? wußte noch niemand. War es Fefelotti oder ein anderer der Gekennzeichneten — dann Tod und Verderben —!

Dem Monte Cavallo zu, wo nur denen Platz gelassen wurde, die beweisen konnten, daß sie dort wohnten, hieß es: Fefelotti ist es nicht —!

Aber auch Ambrosi war es nicht. Man hatte gehört, daß von den drei weißen Gewändern, die für den neugewählten Papst bereitgehalten werden müssen, nicht dasjenige geholt worden war, das zu einer kleinen Gestalt paßte. Anfangs hieß es: Man holte das mittlere. Endlich, schon an dem von Truppen umlagerten vermauerten Palast, lärmten die Rufe wie bei den Vorbereitungen zu einem Bühnenspiel durcheinander: La roba grande!

Halb ohnmächtig über die Schlußfolgerungen, die sich aus diesem üblichen Vorspiel eines überlebten Vorgangs ziehen ließen,

kam Paula am Thor des Palazzo Ruspigliosi an. Armgart sprang aus dem Wagen — eilte durch die Säle, riß eines der von den Dienern und den Freunden und Angehörigen derselben nicht belagerten Fenster auf und blickte in den schon vom Abendlicht beleuchteten nicht großen, aber menschenübersäeten Platz. Hoch und herrlich bäumten sich über dem Gewühl von Menschen, Rossen, Kanonen, Waffen aller Art, wehenden Fahnen die Kolosse der Dioskuren, die Phidias und Praxiteles geschaffen haben soll. Jeder der ehernen Rossebändiger hatte in der einen freien Hand die dreifarbige Fahne.

Armgart rief nach Paula. Diese schwankte näher — krampfhaft ihren Sohn umfassend. Ueber dem Portal des päpstlichen Palastes am großen Fenster wurde es lebendig. Eine Mauer, vor wenig Tagen erst aufgeführt, rissen in wilder Hast Arbeiter im Schurzfell nieder. Stein auf Stein fiel. Die Balconthür wird frei. Ein lieblichster Abendsonnenstrahl fällt auf die bunten Gewänder der Männer, die jetzt auf dem Balcon erscheinen.

Cardinal Ambrosi tritt hervor, jubelnd vom Volk bewillkommt. Er trägt eine Rolle in der Hand. Auch ohne den Purpurstrahl der Sonne und den Abglanz seiner Gewänder würde er vor Aufregung hocherröthet erschienen sein.

Das Jauchzen, das Rufen der Menge, die ihn gleichsam für eine getäuschte Hoffnung schadlos halten wollte — er konnte nicht der Gewählte sein — hörte endlich auf. Todtenstille trat ein, unterbrochen vom Krachen der Kanonen auf der Engelsburg, vom Läuten der Glocken.

Ambrosi, wie einst Johannes der Täufer den Ruhm seines Freundes Jesus verkündete, rief mit lauter Stimme: Annuncio vobis gaudium maximum! Habemus, habemus, habemus Papam eminentissimum Cardinalem Archiepiscopum Cuneensem Dominum Bonaventuram d'Asselyno.

Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten — Fahnen flatterten. Von seinem Roß herab salutirte der Dictator mit seinem im Sonnenstrahl blinkenden Schwert dem neuen Bischof Roms, einem Deutschen.

Wohlgefällig und neugierig murmelnd ging es durch die Reihen. Der Name war bekannt und in seinem Rufe bewährt. Es war eine Wahl, die zugleich als ein Symbol der Universalität und Unparteilichkeit der Kirche erscheinen durfte.

In italienischer Sprache fuhr Ambrosi fort: Der erste Papst, der nicht heilig gesprochen wurde, hieß einst Liberius I. In Demuth nennt sich deshalb der neue Bischof von Rom Liberius II.

Die Spannung mehrte sich.

Ambrosi fuhr fort: Liberius II. nimmt die Wahl unter der von den Cardinälen zugestandenen Bedingung an, daß seine erste That als gekrönter Bischof von Rom die Berufung eines allgemeinen Concils ist!

Der Dictator schwang sein Schwert. Ein Sturm der freudigsten Unterbrechung folgte. Die Krieger riefen wie mit ehernen Zungen: Evviva!

Ambrosi fuhr fort: Damit sich jedes katholische Herz auf die seit dreihundert Jahren ruhende Frage der Kirche und Lehre, auf eine Kirchenverbesserung nach dem Worte Gottes, Christi und der Apostel vorbereite, gibt das versammelte Conclave der zweiten Bedingung des neuen Herrschers der Kirche die Zustimmung: In allen Sprachen der Christenheit ist das Lesen der Bibel gestattet! Von allen Kanzeln der katholischen Christenheit sollen die Völker ausdrücklich sieben Wochen und in jeder Abendstunde dazu aufgefordert und angeleitet werden —!

Der Dictator nahm seinen Reiterhut mit der wallenden Feder vom greisen Haupte. Geisterhaft lag ein heiliges Schweigen über dem Menschenmeer.

Endlich schloß Ambrosi: Und daß das Concil in heiliger Stille, fern vom Geräusch der Waffen und weltlichen Störungen gehalten werde, so ist dafür ein stilles Alpenthal Italiens bestimmt in der Erzdiöcese des Gewählten. Zwischen Coni und Robillante im Piemont liegt das Schloß Castellungo. Dorthin, in einen Eichenhain und zum zwanzigsten August dieses Jahres, zum Tag des heiligen Bernhard von Clairvaux ist die Versammlung der Bischöfe der Christenheit ausgeschrieben —! Betet, daß der Geist Gottes die Stätte und die gewählte Stunde segnen möge!

Der Jubelruf nahm an Kraft und lufterschütternder Macht noch zu, als, von den üblichen Gewohnheiten der Papstwahl abweichend, diesmal der Gewählte selbst vom Cardinalvicar vorgeführt wurde und an dem riesigen Fenster bereits in den Kleidern seiner Würde erschien.

Allerdings, diese Kleider sind für uns eines Zauberers Tracht — in Persien tragen sich so die Eingeweihten der Geheimnisse der Natur. Aber der neue Zauberer von Rom erschien, ob auch unter silbergesticktem, weißem Traghimmel, ob auch in der Sottana von weißem Moor, ob auch mit dem rothsammetnen Baret auf dem edlen Dulderhaupt, doch wie ein Mensch der Demuth und Schwäche, wie ein Vater, ein Freund, ein Bruder aller Menschen. Alle blickten zu ihm auf voll Liebe. Lang umflossen die weißen Locken das allmählich freudig niederlächelnde Haupt des Gewählten. Die Hände streckten sich segnend über die in endlosen Jubel ausbrechende Menge; an der Rechten blitzte der mächtige Fischerring Petri.

Die Abendsonne beglänzte einen Verklärten. Als ihre Strahlen sein braunes Auge trafen, da mußte er es schließen. Auch schloß er es um des thränenvollen Blickes willen auf jene beiden Frauen am wohlbekannten Fenster, deren weiße Tücher

ihm ein: Hosiannah, Sieger und Ueberwinder —! entgegenwinkten.

Das sah — wie konnte das Concil anders enden, als mit dem Ende des Papstthums! — „der Letzte der Päpste“ wol nicht, wie hinter den Frauen ein kräftiger Männerarm sich Bahn brach und einen Knaben emporhielt. Thiebold war es, der plötzlich angekommen, keine Gefahr des Krieges gescheut hatte. Wie konnte auch Er fehlen bei einem solchen Augenblick der Verheißungen und Erfüllungen —!

Endlos war der Jubelruf des Volkes. Ging es zum Frieden mit der Welt oder zur letzten Entscheidung mit dem Schwert — die hier Versammelten riefen die Forderung der Jahrhunderte, die unvertilgbar ewige Losung und das gottgegebene Erbe der Menschheit: Freiheit —! Freiheit —! Freiheit —!

Ende.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schriften von Ferdinand Gregorovius.

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. 8. Geh. 2 Thlr.

Diese italienischen Schilderungen unsers nordischen Landsmanns, der in seltener Weise Wärme und Anmuth des Dichters mit der Treue und Unparteilichkeit des Historikers in sich vereinigt, gehören zu den geschätztesten Erscheinungen der deutschen Literatur. Es sind goldene Früchte in silberner Schale, von anerkanntem und bleibendem Werth.

Die Grabmäler der römischen Päpste. Historische Studien. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Schrift bildet einen Vorläufer von Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" und bietet allen, die sich für die Geschichte der Menschheit interessiren, reiche Belehrung und Unterhaltung dar, besonders auch denen, welche die ewige Stadt aus eigener Anschauung kennen. Die ganze Geschichte des Papstthums ist hier gleichsam in einem Relief dargestellt.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Ein liebliches idyllisches Epos, dessen Reize noch durch den Contrast gehoben werden, welchen der dunkele Hintergrund des Untergangs von Pompeji gegen die Anmuth des Ganzen bildet; eine durch Formvollendung wie durch innern Gehalt gleich ausgezeichnete Dichtung.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die vorliegende meisterhafte Uebersetzung der besten Gedichte Meli's macht das deutsche Publikum zum ersten male näher mit dem berühmten sicilianischen Dichter bekannt. Alle Freunde echter Poesie werden sich an der Grazie dieser reizenden Lieder, die hier wie Originale erscheinen, wahrhaft erfreuen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.